

Bonder
Düne



zum Bunker

Don der Düne zum Bunker

Mit Beiträgen von
Ulrich Sander, Hermann Bloch, Otto Graunke,
Artur Brausewetter, Walter Schröder, Bogislaw v. Selchow

Herausgegeben von
Walter Schröder

1940

Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

Umschlagzeichnung von Hans Miltling

I n h a l t

	Seite
Ulrich Sander (geb. in Unklam)	
Herz in Pommern	5
Aufgebrochen zu ihrer Zeit	6
Die drei Brüder	7
De brune Düwel	12
Hermann Bloek (geb. in Cretlow, Kr. Cammin)	
Wie still die Heimat mir im Herzen singt	20
Bauernkraft	20
Scholle und Geist	21
Das Märchen	21
Reuter-Erinnerungen aus zweiter Hand	24
Otto Graunke (geb. in Schivelbein)	
Iwendlöcke	31
Haden bläwe	31
Leinwärfklärung	32
E' Mißverständnis	32
De franke Tään	33
Wo i' tau sinnen sünd	34
De Gausbraad'	35
Artur Brausewetter (geb. in Stettin)	
Der erste Lorbeer	38
Das Stellbichein	41
Auf Gastspielreisen	45
Asta	50
Walter Schröder (geb. in Unklam)	
Heilige Pflicht	54
Gott	54
Leben	56
Das Menschenherz	56
Markspruch	56
Glück	57
De dwatsche Hauften	57
Dat Biluzipehsüren	60
Die Erbschaft	63
Vogislav v. Selchow (geb. in Rößlin)	
Und doch	70
Aber	71
Runersdorf	71
Du glaubst nicht, was ein Mensch permag	73
Du sei du	73
Das Wunderbuch Gottes	73
Der Wettlauf	75
Brandung	76

Herz in Pommern

Bin weit im Leben herumgekommen
und war auf langem Wandern,
bin über viel Flüsse und Seen geschwommen,
zog durch Rußland, Frankreich, Polen und Flandern;
aber mein Herz war in einem schöneren Land
mit Feld und Wald und See und Strand:
Mein Herz war in Pommern!

Es hörte die Brandung vor sich rauschen,
sah Sonnenglanz über Häfen liegen,
hörte die Segel knatternd sich bauschen,
sah Möwen über den Molen fliegen;
mein Herz, das war in einem fernen Land
mit Feld und Wald und See und Strand:
Mein Herz war in Pommern!

Es lag in der Düne und hörte der Dome dunkle Glocken,
ging mit getreuem Landsmann zu reichen Tischen,
küßte im Busch und strich über blonde Mädchenlocken,
lühlte sich in der grünen Tiefe unter den Fischen;
war in einem frischen und kerngesunden Land
mit Feld und Wald und See und Strand:
Mein Herz war in Pommern!

Mein Herz wird immer zu Pommern, zur Heimat gehören,
bis es sich ausruht von seinen Lebenswegen,
ruht auf dem Kliff, in der heißen Düne unter den Föhren
mit seiner Heimat heiligem Segen,
liegt und schläft in seinem eigenen Land
mitten in Feld und Wald und See und Strand —
in eisigen Wintern und sengenden Sommeren
liegt mein Herz für die Ewigkeit in meiner Heimat
Pommern!

Aufgebrochen zu ihrer Zeit . . .

Überall in der Welt
haben Deutsche geschwitzt,
geschwitzt und geschuftet für andere, für fremdes Geld,
von fremden Sonnen verbrannt, gedörrt und erhitzt,
geschwitzt und geschuftet, und dann doch immer alles
verloren,
weil sie Dung der Kultur, weil sie gläubige Toren:
immer zu fleißig, zu sparsam, zu unermüdlich,
zu anständig und sauber und allzu friedlich.

Überall in der Welt
sind Deutsche begraben,
begraben auf weitem und flachem Feld,
da, wo sie eben den letzten Schuß geschossen haben,
begraben auf feierlichen Bergen,
bekreuzt und ausgerichtet in steinernen Särgen,
rosenbunt, vogelumfungen und heckenumhegt,
liebevoll von ihrem ganzen Volk gepflegt.

Aber überall in der ganzen Welt
wird heute von Deutschland, von Deutschland gesprochen,
leise, heimlich und flüsternd, aber auch laut, daß es gelst:
die Deutschen sind zu ihrer Zeit aufgebrochen!
Aufgebrochen zum Marsch über Stock und Stein,
aufgebrochen in tausend unendlichen Reih'n,
aufgebrochen in die neue, die ihrige Zeit,
aufgebrochen zum Marsch in die Ewigkeit!
Überall in der weiten, der wirren und wüsten Welt,
wo Deutsche geschwitzt und geschuftet, gestorben, begraben:
schmilzt die Kette, hebt sich der Deckel, der sie gefangen hält,
fliegen heut' Adler und krächzen nicht mehr die Raben.
Überall da in der Welt,
wo ein Deutscher fällt,
oder stirbt am Krieg,
fällt er im Sieg!

Die drei Brüder

Die Küsten der Ostsee liegen nicht allzu weit auseinander. Da Wasser eher verbindet als trennt, kennen sich die Stämme an den Ufern der Ostsee von jeher gegenseitig, haben nicht nur das gleiche Wasser zwischen sich, die gleichen Weeder und Steine um die Höfe, sondern auch oft die gleiche geschichtliche Entwicklung. Nordische Staaten haben mehr als einmal ihre Vorfelder auch auf dem südlichen, dem deutschen Ufer der Ostsee gehabt oder unter großen Königen weite Kriegszüge tief in das Binnenland unternommen. Manche bedeutsamen Blutlinien sind auf deutschem Boden hängengeblieben, so die Pommern Ernst Moritz Arndt und Otto Lilienthal, von deren Lebenswerk wir heute noch zehren. Aber umgekehrt ist zum Beispiel der für Schweden bedeutsame Göta kanal von einem Pommern erbaut worden.

Die hin- und herfahrenden Schiffe und die auf beiden Ufern der See siedelnden Sippen geben alte und gute Verbindungen.

Als vor fünfundzwanzig Jahren Krieg ausbrach, befand sich ein junger schwedischer Offizier im Austausch bei einem norddeutschen Regiment. Ein feiner, fröhlicher Mensch, vorzüglich gewachsen und vorzüglich erzogen. Ein geborener Soldat und einer jener Skandinavier, die sich in jener hellen Großzügigkeit des unbekümmerten und in alter, gesicherter Kultur befindlichen Europäers nordischer Prägung aus ihrem, ihnen allzu friedlichen Heimatland auf das unruhige und gefährliche Festland mit all jenen Spannungen begeben hatten, die den männlichen Mann anlocken.

Er hatte das Glück gehabt, in ein Regiment zu kommen, das sehr alte und gute Verbindungen zum Norden schon aus der Zeit des Großen Kurfürsten besaß. Daß gerade dieser Große Kurfürst die Klinge mit seiner Heimat gekreuzt hatte, war nicht von Belang. Im Gegenteil, es vertiefte die Freundschaft, denn es war damals noch die kleinere Zeit, die sich um territoriale und dynastische Grenzen stritt, während man schon vor dem

Kriege zu erkennen begann, daß es noch größere Maßstäbe, die des Blutes, gab.

Man kann es nicht anders sagen, als daß dieser schlanke, feine, frische Junge der Liebling des ganzen Regiments war. In seiner unbekümmerten, offenen Ritterlichkeit liebte ihn der gemeine Mann fast abgöttisch. Jeder Unteroffizier war stolz, wenn er in die Kompanie des fremden Offiziers kam, der kein Fremder, sondern ein Freund war. Die anderen Offiziere suchten die Freundschaft des Ausländers, der ein geborener Jäger, Sportsmann und Soldat war. Der Kommandeur sah in ihm eine Art anvertrauten Pflege Sohnes und hatte kurz vor dem Kriege die Freude, daß sich die eigene schöne und leidenschaftliche Tochter mit dem jungen und tüchtigen Offizier, den seine Leute mit dem Vornamen Albrecht nannten, verband. Es war das Paar der ganzen Garnison, an Wuchs, Haltung und Aussehen nicht weniger als an innerem Wert ein Paar edelster nordischer Rasse. Man sprach mehr als einmal davon, daß sich Gott wohl alle Menschen einmal so gedacht hatte.

Da brach jener Krieg aus, der auch heute noch nicht zu Ende, sondern nur noch einmal wieder aufgeflammt ist. Albrecht zog an der Spitze seiner Kompanie ins Feld und zeichnete sich bereits in den ersten Schlachten und Gefechten des Bewegungskrieges aus. Als es zu Beginn des Stellungskrieges im Herbst um kleine und kleinste Geländestücke ging, gelang es ihm und seiner Kompanie, in einem raschen, tollkühnen Handstreich in Flandern die Trümmer eines hart umkämpften Klosters zu nehmen, an dem sich wochenlang ganze Regimenter abgemüht hatten, ein Kloster, das früher einmal auf einem Hügel gelegen hatte, von dem man das Hintergelände des Feindes weit einsehen konnte. Es war in einem berserkerhaften Anlauf mit schwerem Kampf Mann gegen Mann genommen worden.

Der letzte Tote, den der Handstreich kostete, gerade, als die Kompanie ihr Ziel erreicht hatte, war der eigene Hauptmann, Albrecht. Vielleicht zu lang gewachsen, oder

zu kühn, um vorsichtig zu sein, zu gleichmütig gegen die Gefahren, oder auch noch vom Schwung des Angriffs hingerissen, verschmähte er die Deckung und fiel mit einem aus nächster Nähe kommenden Kopfschuß. Man hat den Kommandeur nicht mehr Abschied von seinem Pflege- und Schwiegersohn nehmen lassen, sondern es für notwendig gefunden, den Leichnam unverzüglich der Erde zu überantworten. Es war besser so.

Nun blieb nichts anderes übrig, als dem Vater des Gefallenen drahtlich die Kunde vom Tode seines Sohnes zukommen zu lassen.

Aber es gelangte noch am gleichen Tage eine seltsame Antwort an das Regiment.

Eine nur kurze Antwort.

„Sohn Henrik abgereist.“

Der Vater sandte einen zweiten Sohn, Henrik, an das Regiment.

Die Lücke sollte alsbald geschlossen werden. Es ist nicht gut, wenn in einem Kriege Lücken, mögen sie noch so schmerzlich sein, länger als unbedingt nötig, offenstehen. Henrik traf ein, meldete sich beim Regiment und übernahm nach kurzer Einweisung die Kompanie seines Bruders.

Er war ihm wie aus dem Gesicht geschritten und eher ein noch härterer Kämpfer als der Gefallene.

Ein vorzüglicher Schütze, ein tollkühner Draufgänger und ein immer fröhlicher Kamerad und Vorgesetzter, belebte er den schweren und ruhigen Schlag seiner Leute, indem er ihnen nicht nur alles vormachte, sondern er konnte es ihnen auch nachmachen: das Platt oder jene kostbaren Bemerkungen eines verhaltenen Humors, wie sie dem Niederdeutschen eigen sind.

Das Regiment kämpfte an vielen und meist erregten Fronten. Nach der Somme kam es in den Osten und hat dort mit seinem Ungestüm oder seiner Widerstandskraft Vorzügliches geleistet.

Henrik hatte hier an manchen Stellen zu kämpfen, an denen schon Vorfahren tätig gewesen waren. Das gibt

einen besonderen Schwung, weil der Einzelne und Gegenwärtige dann nicht allein ist.

Auf einem kurzen Urlaub im Winter tat er das, was das ganze Regiment längst erwartet hatte: auch bei der Witwe und dem inzwischen geborenen Sohn seines Bruders übernahm er die Nachfolgeschafft.

Statt Albrecht hieß es nun Henrik.

Sonst war kein Unterschied zu bemerken.

Das erste geborene Kind, wiederum ein Junge, hieß, und das Regiment hatte es nicht anders erwartet, natürlich Albrecht.

Bei einer Abwehrschlacht wurde Henrik schwer am rechten Bein verwundet, das steif blieb. So mußte er das Regiment verlassen und ging, da er auf den Büros keine Ruhe hatte, dahin, wohin es viele seiner Kameraden aus den gleichen Gründen getrieben hatte: zur Fliegerei.

Bei einem seiner ersten Feindflüge ist er abgeschossen und zu seinem Tode gekommen.

Man wagte es kaum, dem Vater und Schwiegervater mitzuteilen, von der Frau ganz zu schweigen. Aber als sie es erfuhr — sie war nicht unvorbereitet —, drahtete sie es ihrem Schwiegervater.

Es kam eine Nachricht, die das Regiment erschütterte. „Sohn Alexander abgereist.“

Das Regiment drahtete zurück, die Einstellung sei aus dienstlichen Gründen unmöglich. Es gibt ja für alles dienstliche Gründe. Für Annahmen wie für Ablehnungen.

Als der dritte Sohn aber eines Tages beim Regiment eingetroffen war, gelang es nicht, ihn wieder zu entfernen.

Er blieb einfach, beantwortete alle Fragen, die ihm vorgelegt wurden, mit „ja“ und nur die eine mit „nein“. Die, ob er nicht wieder zurückfahren wolle.

Er wußte nichts, aber konnte alles.

Er ist wohl der tüchtigste und tapferste Offizier des Regiments geworden. Die Leute nannten ihn, wie seine Brüder, nur mit dem Vornamen „Axel“.

An kam er wie ein blonder Junge aus der Schulbank der Prima, aber aus hielt er wie drei erwachsene Männer.

Er hat den ganzen Krieg des Regiments bis zum allerletzten Tage mitgemacht, hat noch in einem Freikorps gekämpft und ist erst wieder nach Hause gefahren, als alles zu Ende war.

An seine Schwägerin richtete er jene Frage, die zu erwarten war, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Jedoch war er nicht gewohnt, sich abschlagen zu lassen. Er fragte nach dem Kriege wieder und erhielt wiederum eine abschlägige Antwort.

Dann ist er längere Zeit nach dem Kriege noch einmal herübergekommen, angeblich, um sich nach seinen Nissen und den Gräbern seiner Brüder umzusehen. Der alte, nun längst als Generalleutnant außer allen Diensten im Ruhestand lebende Kommandeur mußte mit seiner Tochter ernsthaft sprechen.

Einen Tag vor der Rückfahrt über die See sind die drei Menschen lange durch den Wald spazierengegangen und haben die beiden Jungen immerfort vor sich sehen müssen; um ungestört zu bleiben.

Dann ist bald darauf Axel mit seiner Frau und seinen Söhnen auf dem Fährschiff „Konung Gustav V.“ in seine Heimat abgefahren.

Wer hin und wieder zwischen Trälleborg und Sagnitz zu tun hat oder im Schwedenzug von Berlin nach Stockholm oder in umgekehrter Richtung zu fahren hat, der kann das Glück haben, eine in allen ihren Gliedern leuchtend schöne Familie anzutreffen, die zwei offenbar ältere Söhne besitzt, denen in längerem Abstand drei langbeinige und flachshaarige Töchter und zwei ebensolche Söhne gefolgt zu sein scheinen.

Was an dieser Familie ist, was in ihr steckt und hinter ihr steht, sieht man ihr nicht an. Die Wunden sind geschlossen.

Wer Näheres wissen will, braucht nur einen der Schaffner zu fragen. Sie wissen es und haben es erzählt. Es ist wohl kaum alltäglich. Aber sicher etwas sehr Stolzses.

De brune Düwel

Alf un an, denn kümmt n' lütt Bääf — as wi doortau seggen — uut'n Busch, midden mank dat Feld dörch, taulekt denn dörch de Wischen, un denn mööt s' uß dörch de Düün dörch. Süs kümmt s' nich in'e See.

Un gra door, wo so'ne lütt Bääf dörch de Düün man glücllich dörch is, door buugt sid giern 'n Minsch up, de meint, dat hei nich recht in't Dörp paßt. Bruukt noch goor nich 'n loomschen Minschen tau sin, man bloot, hei is 'n bäten anners as de annern. Hei will 'n bäten door sin, wuur de annern nich sünd. Wuur sei uß nich bääf henkamen daun. Hei kümmt jo uß nich in eer Dörp, wenn hei nich tau Em henmööt, de alls tau unnerschriben hett, taun Schulden orer, as sei nu tau Em seggen: taun Börgemeister.

Wenn ein so an so'ne Bääf upbuugt hett, denn hett heiümmer sinen frien Blid öwer de See. Hei kann all uut de Stuur öwer de Bääf weg in't Water seihn, wat de uut dat Dörp nich können. De sitten denn in den Kraug tauhoop un fiken in de Buddel. Nower de einsaam an'e Bääf waant, de hett de richtigen Ogen. Hei is all morrens up'e Bein un löppt den Strand lang, up un daal. Wenn dei uut dat Dörp noch liggen, denn hett hei all wat tau beschiden: hei hett sien Holt all tauhoop, wat uut See öwer Nacht ankamen is. Orer hei fängt 'n Dösch, de up Land hüppt is un nich wedder tau Water kümmt. Orer hei finnt dit un hei finnt dat; un wenn dat uß eis 'ne Dief is. Finnen deit heiümmer wat.

Up dees' Dort hett sid an de gäle Bääf eis böör Joren Friß Wenzlaff upbuugt, einen geschikten un anschläägschen Minschen, de alls künnt, wat hei wull. Sien Huus hett hei so gaut as allein upbuugt. Un wat't em kost hett, dat hett hei sid uß allein tauhoopspoort.

As hei nu so wiet wier, dat hei richt har, dunn maakt hei Hochtiet mit Schwine Fissen, de gra dat Mäken wier, wat hei in sien lütt nieg Huus hemm' wull: düchtig in'e Arbeit, schier un schmuck an'n Piew, tweidusend

Daler freeg sei mit, un danzen kün'n sei: so kün'n sein in't Dörp! Un dat is jo uß so: Dierns, de nich danzen können, de können goornix! Dei säält wat. Un von eer sall 'n richtigen Kierl de Hand von laten.

Elwine Fiß keem in't Huus, un denn wier't uß ball so wiet, as dat sin sall. Mägen Maand, de sünd rasch um. Als de uut dat Dörp segen, dat Frix Wenzlaff mit sinen lütten Bonnh dörch dat Dörp karacht, dat de Kinner luud an tau frischen fängen un bi eer Muddings unner de Schört krupen deden, as keem de Düwel in't Dörp, door wier dat so wiet: oll Fehlhaversch hett Elwine Fissen bistaan — lütt Mäken! Lütt nüüdlich Mäken, so bruun un prall, as Elwine Fiß uutseeg! All vää'l hoor up'n Kopp. Den drüdden Dag wier dat Frix Wenzlaffen all so, as häär dat lütt Mäken eis verschaaamt lacht.

Neegst Joor, door keem nu ierst ein Jung un öwerneegst Joor de tweit. Un denn wier dat so, as wull dat mit de Jungs goornich afriten. De ganze Düün, de seet vull Jungs, all Wenzlaffen sien. Wenn de ein all lopen kün'n, denn krabbelt de anner noch in 'n Sand, de drüdd seet bi Mudding manß de Fäut, un de neegst, de wull denn woll ball ankamen.

Vää'l Jungens, dat is 'ne Bracht. Aewer up so'n lütt Diern, as de lütt Elwien ein würd, door leten Badding un Mudding uß nicks up kamen. De lütt Elwien, de bleew dat einzigst Mäken in disse Somielj. Als jüll dat so sin.

Nu is dat floor: wenn de Minschen uut de groten Stääd eis up Ferien füren, denn willen sei all an't Water. De, de siß de Barg in 'n Kopp sett't hemmen, de füren in eer Barg. Aewer de, de an'e See willen, de föörn uß an de See. Un doorbi sünd immer weß, de denken akkaat so, as Frix Wenzlaff dacht hett, as hei siß an de gäle Vää'l upbugen dee': man jo nich in 't Dörp tau de groten Buurn, de immer so düür mit eer Stuben sünd! Man immer doorhen, wo dat alls 'n bäten still un affieds is! Door is dat billig, un door is dat ol' intiem. Wenn ein von dees' Lüüd nich süßwsten

faken deit, denn mööt hei tweimaal den Dag in't Dörp un door äten. Un uß wedder tröög uut dat Dörp tau Friz Benzlaffen.

Aewer dat helpt denn nich. Seimersten so, as wenn so'n oll Rabach in't Dörp dörtig Mark up'e Woch kosten deit, un denn is door Bethwäsch noch goornich mit in!

Doorföör kann denn uß ein, is em so tau Mau', morrens fuurts uut sien Beer in't Water krupen. Hett hei wat an, denn is't gaut. Hett hei nig an, denn seggt door uß kein wat tau. Un dat is dat, wat de Lüüd in eer Stääd denn doch nich so gaut hemm' as wi, de wi hier an'e Küst sommers un winters uthollen möten. Kie!, un bi dit Läben, bi diss Dort un Wies', immer „eins zwei drei — eins zwei drei“ den langen Weg in't Dörp, un denn „eins zwei drei — eins zwei drei“ dissen Weg uß wedder tröög, immer un immer in de gaude und frische Kurtagenathmastasphäre un dat ganz umsüts, immer in de gresse Strandsünn un in dat flore und blanke Water, bi diss Dort un Wies', door is uut dat lütt Wining Benzlaff ganz wat Apparts worden.

Mäkens gift dat naug. Aewer schöne un schire Mäkens, de sünd immer knapp un roor. Hüürt woll vää! tau, dat so'n lütt Diern gra so ward, as de Iewwe Gott sid dat bi Eva'n eis böörnamen hett. De ein hett tau diß Bein, de anner, de is mit eren Charakter nich richtig in Gang kamen, de drüdd hett alls, wat recht is, äwer dat Mäken hett nich richtig wat liert, un dit hett dat, un dat hett dit. Richtig kumplett, so schier un schmuß as Wining Benzlaff, dat is man selten ein. Memmer wier sei bi eer Mudding un hülp in'e Köök un in'n Stall. Up't Feld un in'e Wisch. Sei maakt of Törf, dat dat so'n Dort har. Un sauber utmelben künn sei of. Aewer dit is jo man alls wat föör de Wirtschaft. In'n gauden Huus', door hüürt dat taun lütt Mäken tau as de Hoor up'n Kopp.

Au kamen wi tau dat, wat för't Hart is. Un door wier uß alls, äwer uß alls door.

Wining Benzlaß, as sei nu 'n bäten afwassen wier, de leet dat ud 'n bäten seihn, wo schön sei wier. Worüm ud nich? Wat ein in'e Kommod' liggen lett, dat stobt. Door kamen de Müüs' bi. Dat verolmt. Wat in de Sünn kümmt un up'e Dien hängen deit, wat gaut uutwascht ward, dat blift frisch.

Dat wier ud gra 'ne Gegend, wo ein bi frisch bliben künn. Vää Water, vää Wind, vää tau daun un immer ud naug tau äten.

Wining, de wüß eer Delleren övern Kopp. Ger fief orer söß Bräuder, kann ud noch ein mier wääst sin, denn de segen all öwerein uut, de hööl sei gaut in Schuß.

Wier dat so wiet, dat de Sünn all dat Water bäten anvarmt har, orer dat de Sand all 'n bäten dampen dee', denn wier Wining de ierst, de hier an'e Küst tau Water güng.

Groot un ranß wussen, har sei eer lütt un piel Tittings in 'n lütt bunt Dauf inbunnen, gra so, as dat nu upflamen is un goornich maal häßlich uutseihn deit. Ger bruun Hoor, de har sei ud in'e lütt bunt Müß in, man bloot, dat böörn uut de Müß 'ne lütt bruun Doß ruutkfen dee', de so uutseeg, as har sei eigentlich noch mit in'e Müß süllt; äwer de Hoor, de wiren so blank un so bruun, dat sei nich mier dor mit unnerkrupen künn. Id glöww, de lütt Doß, de süll ud woll fuurts buten bliben, süß wüßt jo kein Minsch nich, de diss lütt nüüdlich Diern tau seihn kreeg, wat sei föör Hoor unner eer Dauf tau sitten har.

Un denn, wenn sei sid ümseihn har, dat door ud jo kein taukfen dee', denn neem sei rasch ud dat bäten bunt Tüüg af, wat sei noch up'n Diern har, un wier huschdibusch all in't Water, irer ein wat seihn hett. Sei mier fier schanierlich.

Was sei denn bäten up un af schwommen, denn neem sei eer Baaddauf üm, greep eer oll bunt Tüüg un lööp in'e Düün. Un door leeg sei denn gra so, as de leuwe Gott eer maakt hett, in de heit Strandsünn un brennt so bruun in, dat sei gegen den iersten Schnitt hen all goornich mier bruun utseihn dee', irer all vigelett.

Man bloot de poor bunt Däuser up'n Dier, de Dgen
blichblank un de Tänen schneewitt — id' will di wat
seggen: Löppt di eis so'n Diern övern Weg un stammt
sei uut 'ne gaude Somielj, griep tau! Laat eer nich mier
weg! Holl sei fast! Dees' Rass, de ward all knapp!

Dat hemm' uß de Jungens uut't Döörp dacht. Zierst
hett de ein in'n Busch fleut't un denn de anner ut'e
Düün. Denn hemm' sid' 'n poor all haugt, as de ein
de Fleuteri up'e anner Siet hören dee'. Un denn is
noch ein doortau kamen, de gegen de beiden annern
wier, un de hett uß noch mithaucht. Sei hemmen rich-
tig up'n Hümpel lägen. Un Wining Wenzlaff, de güng
mit keinen einen von eer. Sei hööl sid' tröög, as täumt
sei up ganz wat Apparts, up gra so Apparts, as sei
füßsten wier.

As sei nu 'n Enn' wider wier un de Saak iernstlich
würd, door keem uut't Döörp een Anschlag öwer den
annern. De Jungens von de groten Buurn, de dachten:
Nu is sei woll so wiet! Un wenn id' ankaam, id' Her-
mann Ossenkopp sien besten Söön, denn föllt so'me
Diern as Wenzlaffens eer Wining mi fuurts üm'n
Hals. Tjä: Puustekuchen! Sei keem an, äwer sei fööl
nich. Sei sä goden Dag un sä uß fründlich adjö. Un
denn güng de Jung allein döörch den Busch tröög. Keem
noch ein un noch ein.

Un sei güngen uß wedder gra so af, as sei ankamen
wiren.

Mit dissen brunen Dümel, mit den'n, door wier nig
antaufängen.

Denn keem de öllst Söön ut'n Schultenhof, 'n groten
Kierl, uß'n finen Kierl. Einen staatschen Kierl. Sei
deint bi de Soldaten un wier bi sien MG. uß wat wiert.
Sei güng mit em 'n poor Maal döörch't Döörp. Kief!
Mier heet dat nich. Kieft eis her: Nu ga't mit den
Schulten sinen Söön! Jä, Wining Wenzlaff.

Äwer denn leet sei em wedder lopen.

Paßt woll nicht recht tauhoop.

Jä täum noch 'n bäten.

Denn kemen uf de välen Baadgäst öwer Sommer un
lesen sid de Dgen uut: Wat waßt hier föör 'n Mäßen-
blaum! Allerachtungnocheins! Door kann sid ein sien
teigen Fingers na afliden, un denn is hei nonnich satt!
Wining, de leet nix anbrennen. Sei maakt alls mit,
wat öwer Sommer mittaumaßen is. Aewer sei leet sid
mit keinen Minschen in. Un wiren dei noch so achter
eer an. Sei bleew, wat sei wier.

Door is vääł passiert achter de Düün un in'n Busch.
De ein, einen groten Angestellten mit vääł Gehalt,
de wull eer hemmen, un wenn sei em nich wull, denn
wull hei sid in 'n Busch doodscheiten. Knallt hett dat
uf. Aewer hei häär woll 'n bäten an sien Mäås vöör-
bihollen un wull eer man bloot bäten Bang maßen.
Un'n neegsten Dag leep hei noch ganz lebennig rüm-
mer, un Wining hett em uutlacht — mit so'ne Spääß,
door har sei nix in'n Sinn.

Denn wier door 'n ollen Wittmann, de leeg immer
in'e Düün un keef eer mit grote Dgen na. So'n jung
Wies, dat künn em woll gefallen. Sei truugt sid äwer
nich richtig ranner un sä nix. Un von so'n Anfsen un
Begluupschen, doorvon kümmt jo uf nix taustann'.
In dat, wat man up hoochdüütsch „die Liebe“ nennt,
all goornich.

Un denn kemen all de jungen Kierls, de in'e Stadt
woll all groot Lüüd sünd, äwer hier an'n Strand ierst
eis afwagen warden möten, wat sei woll wiert sünd un
wägen daun. Dees' Dort, de fleut'te eer an — „Fräu-
lein Elwiendchen!“ so säut, as de oll utlappen Zucker
up Bäcker Beutner sien Schneeden schmeckt. Aewer dees'
Spies', dat wier uf nix föör Wining Wenzlaff. Sei wull
wat Hartlichs, äwer uf wat Kumpakts. Un dit Som-
mervolk, dit wier wat taun Ballspälen un Rümmerkar-
jolen, äwer nix föör't Frigen.

Ball säden uf de Gäst: Mit dissen brunen Düwel, mit
den'n kamen wi nich wider!

Ne, wider as Wining nich wull, keem kein ein bi eer.
Un dat wier of man gaut so!

Un denn is alls so kamen, as dat kamen süll. Sier rasch un prompt.

Keem eis 'n nieg Regiment strandlängs un wull in't Manöver. In't Döörp nemen sei Quartier. Un abends wüld danzt. Denn de Saldaat, de will gaut Aeten, gaut Quartier, gaut Tüüg up'n Piew un denn — ud eis gaut danzen. Door hüürt 'n jung Wief tau.

Wining Wenzlaff, de müßt an dissen Abend ud man in't Döörp un danzen, denn eer QuartiersfalDaten, de leten jo nich na.

Se kemen ud richtig in'n Saal. Aewer dat hett nich 'ne halb Stunn' duurt, door keem 'n groten, forschen Spieß an un haalt sid Wining Wenzlaffen taun Walzer weg.

As de Walzer tauenn' wier, door liefert dees' verfluchtigen Spieß dat Mäßen nich wedder af, ne: hei leet sid goornich seihn un dat Mäßen, dat leet sid ud nich seihn. Sei stünnen noch an'e Deef un hären bäten Saküür vöör sid. Un denn, as de Musanten wedder spälen deden, 'n richtigen Schottischen, dunn danzt de Spieß wedder mit uns' Wining. As kennt hei eer all teigen Voor.

Un as de Musiek wedder tauenn' wier, dunn bleben sei wedder verschwunnen.

Sid glööv, dat wier in'n Saal bäten sier heit, un sei müßten sid eis buten 'n bäten verfrischen.

Den neegsten Danz sünd sei goornich in'n Saal kamen. Haren sid woll buten wat tau vertellen.

Un denn hemm' sei de ganze Nacht tauhoop danzt, dat dat man so'n Dort har.

As de Sünn all ut'e See kamen wull, dunn sünd sei tauhoop na Huus gaan, dicht an dicht, Arm in Arm, ach Gott, as sei in de Düün wiren, door hemm' sei sid so küßt, dat eer de Luft wegbleew — hei müßt jo fuurts wedder wider mit sien Regiment!

Un denn is dat alls so kamen, as dat kamen müßt! Sei wier ball eis wedder door, har mit de Dellern wat tau bespräken, denn stünnen sei in'e Zeitung, un denn

hemm' s' friegt. Dat kann id di äwer seggen: So'n Spieß, de kennt jo de Mäkens in- un utwennig. Denn wat'n richtigen Korporaal is, den'n sleigen de Mäkens man bloot so up'n Schoot. Awer as disse Spieß nu sien jung Fru richtig kennen liren dee', dunn sä hei ud wat von brunen Düwel . . . Sei wier goor nich tau hollen . . .

Jä äwer blief doorbi, Jungs: Löppt juuch so 'ne brune, wille Diern öwern Weg, laat't eer nicht weg! Griep't tau un holt de Diern fast! Gra so, as disse Spieß dat maakt hett. Soans wier't richtig.

De gaude Rass, de isümmer knapp un noor!

Wie still die Heimat mir im Herzen singt

Du hörst, wenn über den Gärten das heilige Mondlicht
klingt,
wie still die Heimat mir im Herzen singt.

Ein Mädchenlachen zierlich über die Wiese schwingt — —
wie süß die Heimat mir im Herzen singt.

Die Wolke naht, ein Held, der mit den Göttern ringt, — —
wie stolz die Heimat mir im Herzen singt.

Es ist ein altes Lied, das durch die Gräber dringt, — —
wie stark die Heimat mir im Herzen singt.

Bauernkraft

„Troden Brot macht Wangen rot.“
Unsre Mutter sprach es oft in alten Tagen.
Und es klang wie graue Zeit, wie Krieg und Hungersnot,
fern wie Märchen, fremd wie Göttersagen.

Troden Brot! Ein Heidekaten zeigte mir den Mann.
Er aß
krachend seinen Rantenkruust und zählte neunzig Jahre.
Rote Wangen! Der sein Sonntagsblättchen ohne Brille las,
ging im Winter ohne Unterwams, windfrei die Sil-
berhaare.

Troden Brot! Der Alte zwang die Säge strack durchs
Stubbenholz,
flöbte stärksten Anorrenkloß in Scheiter.
Rote Wangen! Bekter Schlag. Das Beil flog wie ein Holz.
Vorwärts stürzte in des Todes Front ein wahrer Streiter.

Scholle und Geist

Den heiligen Fluren der ringende Fleiß,
dem Boden das Blut und der sühnende Schweiß,
dem Acker die geistige Adelschaft
und zähe, nervige Bauernkraft,
der Erde —, was irdisch: Volk, Menschheit und Welt —
und alles alleinzig, auf daß unser Feld,
der Acker, die Flur, die schaffende Erde
Boden der Ewigkeit wieder werde.

Darum, —

wenn du die Scholle wendest,
vertrauender Erdmann,
und wenn du den Tag in Stille endest,
bewahrender Herdman, —

Bauer,

du hüttest den Gottesbund:

dein Schritt tönt über Völkergrund,
dein Pflug umzieht des Staates Dauer,
dein Leben ist im Flammengesichte
aller Geschichte

der blühende Anfang, der fruchtende Rest.

Darum,

wie auch der Morgen tagt,
unverzagt

greif zu, treib fort, halt ewig fest!

Das Märchen

Vaters Mutter! Längst nicht mehr auf dem Büdnerhof in der Wietstoder Heide. Jetzt in der Bischofsstadt am Bodden — unter den Glocken des Doms. Sie erzählte kein Märchen, sie war selber eins. Immer ein wenig bekümmert, immer ärmlich und bedrückt, aber von einer Güte im Blick, einer Milde im Ton, einer Ruhe im Antlitz, die nicht von dieser Erde sind. So saß sie am Spinnrad und ließ ihr Mädchen schnurren oder wand aus Moos und Gräsern kunstvolle Kränze und trug sie

zum Verkauf auf den Markt. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, klang es verzittert und fein, wie Silberglocken, die einen Sprung haben, wie Heimweh, das in die Ferne läutet. Ihrem Enkel war es genug, an ihrer Seite zu sein, ihre Hand auf seinem Scheitel zu fühlen, in dem leisen Licht ihres Angesichts zu ruhen und den Duft ihres selbstgewebten Kleides zu wittern, daraus es ihm entgegenströmte wie Felderhauch und Wiesenruch.

Großmutter besaß wunderbare Kräfte, wie sie nur im Märchen vorkommen und heute ausgestorben sind. Sie hatte ein Geheimnis, Klöße und Dörrobst zu kochen, Kartoffelkuchen zu backen und Flundern zu braten, ein Geheimnis, das sie keiner Tochter und Schwiegertochter mittheilte, das aber deren Neid und das Entzücken der Enkelkinder bildete. Die einen meinten später, sie habe uralte Rezepte aus Heidentagen besessen, und die andern, die der Wahrheit wohl am nächsten kamen, glaubten, daß die gesuchten Gewürze Armut und Liebe gewesen seien: Armut, die außer Salz keine Zutaten kaufen konnte, und Liebe, die jeden Gast segnete. Nur am Abend im Zwielicht der Schummerstunde ließ sie die Hände sinken, gönnte sich einen Blick nach innen und begann dann wohl zu plaudern. Für ihre Enkelkinder waren es Märchen der Wirklichkeit, das Gewöhnlichste neu, das Außerordentliche selbstverständlich.

Als die Großeltern ihr Haus bauten, fernab vom Dorf, mitten in der Heide, da kostete es sie kaum einen Pfennig. Dennoch war es ein Haus der Sorge. Für die Großmutter, nicht für ihren Mann. Der sah sehr stattlich aus und sehr klug darein, wurde von Pastor, Schulze und Landrat um Rat gefragt, ging fleißig in die Kirche und besaß nur einen Fehler: er hatte zwei Berufe. Wenn die Arbeit auf dem Felde brannte, so fiel ihm ein, daß er ja eigentlich Schneider sei, und wenn ihm jemand im Herbst Stoff für eine Unterhose gebracht hatte und wollte das Stück zu Weihnacht abholen, dann hatte er dringend als Bauer auf dem Acker zu tun. Waren die Umstände aber einmal gegen ihn

verschworen und hielt er mit Hade oder Spaten auf dem Felde und wurde von dem Fleiß seiner kleinen Frau beschämt, so geschah es jedesmal, daß sich bei ihm ein altes Leiden einstellte: hei krees et in't Krüüz un künn nich wirer warke. Seine Frau klopfte ihm dann mitleidig zwischen die Schultern, nahm das Gerät aus seiner Hand und sagte: „Laat ma, Botterke, laat ma! Dat krieg wi ud allein farig“ — und dahin stakke er nach Hause und stärkte sich. Sie aber sah ihm mit Liebe nach und war auch noch so stolz auf ihn, auf ihren stattlichen, angesehenen und klugen Mann.

Sie machte ihm auch keine Vorwürfe, als es unaufhaltsam mit der Wirtschaft bergab ging, als sie ihren Fleiß verdoppelte, er aber blieb, wie er war. Die Folgen trug sie tapfer.

Nun saß sie, von ihren Kindern halb und halb abhängig, im kleinen Städtchen unter den Domglocken und spann. Der Kirche gegenüber war sie kein Stündler; sie fühlte sich ihres Gottes sicher im stillen Kämmerlein und hielt ihrer Hände Werk für ein wortloses Gebet.

Als sie der fortgesetzten Kraftverschwendung ihres Lebens mit sechzig und einigen Jahren erlag, trugen ihre Träume sie ins Kinderland zurück. Da zog sie wieder an der Seite ihrer Mutter morgens früh vor Sonnenaufgang durch die sandige Heide zu Markt. Mutter schob die Karre. Man hatte keinen Groschen, etwas zu kaufen. Das Geld mußte erst auf dem Wege verdient werden. War die Zeit vorüber, Blaubeeren oder Preiselbeeren zu pflücken, so sammelte man Moos, Gräser und Dauerkräuter zu Kränzen, die erst in der Stadt gewunden und von Haus zu Haus verhöfert wurden. Für den Erlös gab es Zucker, Salz, Melken, Zimt und Reis, in üppigen Zeiten auch mal Fische, in schlechten wohl gar Mehl. In einer solchen Zeit, kurz vor der neuen Ernte, an einem heißen Tage, geschah es, daß die Mutter im Sandweg vor der schwerbeladenen Karre zusammenbrach und buchstäblich in den Sielen starb. Nun war das Kind allein mit der Toten, mitten im

Walde; sie schleppte die Gestorbene, die sie nur für ohnmächtig hielt, unter eine Riesenbuche in den Schatten, nahm ihr Haupt in den Schoß und wartete, daß Mutter erwachen sollte; doch diese blieb stumm und bewegte sich nur, weil die Knie der Kleinen zitterten. Gewölk zog auf, es leuchtete über den Wipfeln. Die Bäume sangen. Es wurde dunkel. Dann kam der Vater, wollte verzweifeln — und — über die Heide bewegte sich ein trauriger Zug.

*

Diese alten Bilder flogen durch ihre Seele, als sie selber zu sterben ging — ganz still und friedlich, wie ein Licht erlischt, ein Hauch verweht. In den Herzen der Thren lebte sie weiter, als die liebe, gute Frau Sorge, das Bild der heiligen, fruchtbaren Not.

Reuter-Erinnerungen aus zweiter Hand

Ein Reuter-Schüler

Wohl ist es einem Sterblichen heute kaum noch möglich, mit persönlichen Beziehungen zu Fritz Reuter aufzuwarten; doch bin ich im Laufe der Jahre einer nicht geringen Zahl von Personen begegnet, die der Bannkreis des großen Dichters aus dem Alltag herausgehoben hat. Bei einer Herzkur in Rauheim lernte ich 1898 den alten Stettiner Lehrer Lau kennen. Ihn umwitterte ein besonderer Glanz; er war in Treptow an der Tollense Reuters Schüler gewesen. Für ein paar Groschen bezahlte er die Ehre, von Fritz Reuter in Deutsch, Raumlehre und Englisch unterrichtet zu werden. Was er davon zu erzählen wußte, vermochte allerdings weder die Zeit, noch die Pädagogik, noch das Bild des Dichters besonders zu färben. Anders im Turnen. Hier hob er Reuters ganz persönliche Art hervor, zeigte, wie dieser Privatlehrer über die damalige Alleinherrschaft von Geräteturnen und Freilübungen hinausging, und wie er durch die Betonung volkstümlicher

Spiele geradezu ein Vorläufer neuzeitlicher Gedanken wurde. Lebendig aber quoll die Darstellung erst, wenn Lau auf Reuters Vorliebe für Gartenbau und Blumenzucht zu sprechen kam. Jeder Schüler betrachtete es als einen Vorzug, dem verehrten Lehrer in seinem Garten Handreichung leisten zu dürfen. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß Lau, als er aus Versehen die erste Knospe an einer frisch veredelten Rose abbrach, von dem erzürnten Meister eine Ohrfeige erhielt, — eine Quittung für seine Ungeschicklichkeit, auf die er sehr stolz war, und die er „seine intimste Beziehung zur deutschen Literatur“ nannte. Bei Reuters sechzigstem Geburtstag rächte sich Lau, indem er dem einstigen Lehrer eine Kiste Spidaal nach Eisenach sandte. Die Antwort darauf hielt er täglich in seinem Bratenrod bereit, um jeden Zweifel zu widerlegen, der seinen Nimbus anzutasten wagte.

Zwei Reuter-Freunde

Inspektor Wienf

Gleich zwei Bekannte des Dichters lernte ich 1890 in dem kleinen Städtchen Tribsees a. d. Trebel kennen. Vor dem Steintor lebte dort der Rentier Wienf. Mit ihm trat mir die Unsterblichkeit in Person entgegen, der erste Mensch, der mit einer Strecke seines Lebensweges dem Olymp der deutschen Literatur nahe gekommen war. Raunten doch die Schicksalsgöttinnen des Städtchens, daß er ein wichtiger und einflußreicher Lebensfreund des großen Humoristen gewesen sei und unter seinem eigenen Namen in der „Stromtied“ auftrete. Gleich Reuter von untersehter Figur, liebte auch er Gartenbau und Rosenzucht und eine regelmäßige Befruchtung der Seele. Im Gegensatz zu holder Jugendgewohnheit verbrachte er jetzt aber seine alten Tage nur noch im engsten Kreise. Vormittags zwischen seinen Blumen. Im Anschluß daran die Bagelsche Gartenwirtschaft aufsuchend. Allein kommend, allein gehend. Mit der „Stromtied“ hatte es seine Richtigkeit. Reuter

liefert dort im ersten Kapitel alle Tatsachen, die mir den alten Rosenzüchter in Tribsees aus dem Alltag rückten. Lebensberichte beglaubigten den Fall. Wer hatte den Treptower Privatlehrer zur Dichtung ermuntert? „Bornehmlich Justizrat Schröder in Treptow, Fritz Peters auf Thalberg, sowie der dort als Wirtschaftler tätige, voller Schnurren stechende Rudolf Wienf, Meßlenburger von Geburt, ein tüchtiger Deßonom und lustiger Mensch, der später das von Peters gepachtete Gut Stolpe bei Anklam verwaltete, wohin Neuter öfter zu Besuch kam.“ So bei Gaederg zu lesen.

„Der lustige Mensch“ war im Laufe der Jahre eingetrocknet. Schon die knarrende Stimme hatte nichts Unheimelndes mehr. Und als ich ihn doch einmal anzusprechen wagte, ob er nicht Briefe von Neuter besitze, antwortete er kurz abweisend: „Wer künn in de Diet glöben, wat för 'n groot Diert noch eis uut den Windhund ruutkfen wür!“

Mich erschütterte das Ergebnis. Genie im Ausbruch — und Zeitgenossen! Das Kapitel „Fritz Neuter und Fritz Peters“ ist ein sehr seltenes Kapitel.

Apotheker Krauel

Ein Mann gänzlich anderen Schlages war der Apotheker Krauel. Von ihm erzählte man mit ehrfürchtigem Staunen, daß er Neuters Werke mit eigenhändiger Widmung besitze — als Dank gelegentlich eines Fackelzuges der Rostocker Studentenschaft, bei dem der damalige Besucher der Alma mater die Ansprache gehalten habe. Krauel war in meiner Tribseeser Zeit ein gern gesehener Gast im „Piepenflub“ und im „Gewerbeverein“. Er verfügte über einen Schatz volkstümlicher Schwänke, stellte sie mit Taschentuch und Kartoffel in rasch entworfenem Kasperlestil dar und war besonders in seiner Wiedergabe ulkiger Szenen vom „Rostocker Pingsstmarkt“ unübertrefflich. In der Erinnerung ist mir — leider nur hochdeutsch — „der mündfertige Warenschleuderer“ haften geblieben. Dieser ist

gerade dabei, seinem Publikum „eine konkurrenzlos kosmisch-kosmetische Universal-Gledseife“ anzupreisen und fährt nun wörtlich fort: „Wo einer ist — und er hat einen Gled — mag er sein, wie er will, wo er will, was er will — er reibe mit meiner Seife dreimal rauf, dreimal runter: der Gled ist weg, das Kleid wie neu, das Zeug keinen Schaden — und so etwas vorbeitröpfelt, kann man's noch zum Reinigen von Stubendielen benutzen. Also, wer greift hier zu, wer streckt die Pfote, wer zückt die zwanzig Pfennig? Keiner da, nicht einer da!? Da habe ich etwas Nochniedagewesenes, etwas ganz Rares, Seltenes, Einziges: ein Federmesser, echt Solinger Gußblech. Das biegt nicht, das bricht nicht, das frißt sich durch wie Vitriol. Und wenn Sie meinen Worten nicht Glauben schenken wollen, so will ich freiwillig nach Borneo gehen und mich lebendig als Missionar verbrennen lassen, was wohl der beste Beweis für die Güte meiner Ware ist. Wert ist das Stück eine Mark, bezahlt hab ich's mit 90 Pfennig, bieten können Sie 80, geben sollen Sie 70, verschenken möchte ich's für 60 — und weil heute meiner Schwiegermutter Sterbetag ist: 50 Pf.! — und weil Sie ein so hübschet Gesichtken haben, Fräuleinken: 40 Pf.! — und weil ich die Ware auf jeden Fall los werden will: nur 30 — und sollte Gott mich auch am Jüngsten Tage strafen: 20 Pf. — Ja, hier noch ein Taschenbuch dazu, drin können Sie Ihren letzten Willen mit Unwillen notieren — noch immer für 20 Pf. — und noch einen Bleistift dazu — und das alles für sage, schreibe und schreie: 20 Pf.!! Ja, denken Sie denn, Fräuleinken, ich soll Ihnen noch eine gebrauchsfähige Dreizimmerwohnung und einen stubenreinen Ehemann dazugeben! Nix zu maren! Weg mit Schaden! Alles in allem für einen lebendigen Silbergrofchen!“

In dieser Tonart vermochte Krauel abendlang fortzufahren. Er hatte mit Meuter aus derselben Quelle geschöpft; und unaufhörlich wurde seine Erinnerung gespeist aus dem Born des Volkshumors. Er war übrigens in Tribsees nur einer unter vielen, die mir eine

Kunst ursprünglicher Erzählung von nie wieder beobachteter Höhe vermittelt haben. An der Spitze Onkel Kerber, ein Akerbürger, der neben Heinrich Bandlow wohnte. Sein Einfluß auf diesen ist unbestritten.

Das Geburtshaus von Reuters Mutter

Verlobte Junitage in dämmernder Jugend. Ueber der Plattform vor dem Hüßstädtischen Hause an der Langenheerstraße von Tribsees schwärmte die blühende Linde. Noch stand das alte Haus mit abgewalmtem Giebel und schön geschwungenem Dachreiter dem Rathaus gegenüber, nichts ahnend von dem, was kommen sollte, jener erkerlosen und lindenlosen Zeit. Sonst aber ging allerlei Seltsames in dem alten Hause vor. Allein, die darin wohnten, kannten zwar die Sprache der rauschenden Linde, doch nichts vom Geisterraunen rieselnder Wände oder der Sehnsucht, die in ziehend sich dehnenden Hölzern alter Gebälke bangt. Ich war zu sehr mit den Märchen des eigenen Lebens beschäftigt, als daß ich hätte ahnen können: in diesem Hause geschah vor hundert Jahren ein Wunder, entsprang ein Quell, dessen Bestimmung es sein sollte, einer ewig erlösungsbedürftigen Menschheit Wasser des Lebens zu spenden.

Eines Tages — ich saß in selbstgenugsam ausgefüllter Stunde auf der Plattform unter der Linde — trat der Nachbar meines Schwiegervaters zu mir, Bäcker Reinhart. Schmunzelnd bemerkte er: „Weiten Sei ud, wat föör 'ne Jer Sei hebben, wenn Sei door nu so preislich sitten? Nämén S' man immer den Haut af, wenn Sei döör de Döör gaan: hier is kein anner as Reuters Mutter buurn.“

Ich sprang überrascht von all meinen eingebildeten Siken hoch, stattete dem ganzen Hause die tiefste Beuegung ab, schritt nicht wenig geschmeichelt über die Standeserhöhung der tief ausgelaufenen Schwelle und sah plötzlich Bilder und vernahm Stimmen in den Räumen, deren Gesicht sich völlig gewandelt hatte, und

suchte jene Stelle, wo der erste Schrei des Kindes das Leben, das später so tragisch gesteigerte Leben beschworen haben könnte. Aber — vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt — und von Goethe hatte ich damals noch nicht mehr begriffen als: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.“ Jahrzehnte später erst fand ich den Weg zu Reuter und zu dieser Stunde. Schwerstes Leid hatte mich geschüttelt, jahrzehntelang war ich mit meiner Leiche schon spazieren gegangen, da begegnete mir Reuters Mutter wieder, die Frau, die gelähmt am Fenster sitzt und abwechselnd Marc Aurel und das Neue Testament liest, Trost empfangend von einem alten Heiden, der sich nicht unglücklich nennt, weil ihn ein widriges Schicksal getroffen, sondern der sich glücklich preist, weil er trotz diesem Schicksal kummerlos bleibe, weder von der Gegenwart gebeugt, noch von der Zukunft geängstigt, — und der dann fortfährt: „Erinnere dich also bei jeder Veranlassung zur Unlust, die Wahrheit geltend zu machen: Dies ist kein Unglück, vielmehr es mit Mute tragen — ein Glück.“

Nachdem ich Auszüge aus dem Tagebuche dieser seltenen Frau kennen gelernt hatte, wurde sie den Hausheiligen meines Herzens eingereiht, und ich verdanke ihr viel für die letzte Entscheidung im Kampf um die innere und äußere Selbstbehauptung.

Der Reuter-Vormund

Von Tribsees führt mich die letzte Reuter-Erinnerung nach Stettin zurück. Auf dem alten Memizer Friedhof ruht neben der Kapelle Robert Prug. Dem genialen Blick dieses scharfsichtigen Dichters und Kunststrichers war es vorbehalten, Reuter für die hohe Literatur zu entdecken. Im November 1857 stand in seinem „Deutschen Museum“ die Kritik, die für alle Zeit den Trennungsstrich zwischen Groth und Reuter zog und dann in rascher Folge von Julian Schmidt und andern Generalgewaltigen der Feder unterschrieben wurde. Prug ist sechs Jahre jünger als Reuter. Er hat sein lite-

rarisches und politisches Streben völlig der Ausgestaltung einer neuen, freiheitlichen deutschen Kultur im nationalen Sinne geweiht. Wohl blieb ihm das Gefängnis erspart. Doch griff die Anklage wegen Majestätsbeleidigung mehrmals nach seinem Haupte. Dieselben finstern Mächte, die einen Reuter fast zerbrochen haben, obwohl er kaum mit seiner Gesinnung, niemals mit der Tat gesündigt hat, sie sind es gewesen, die dem tapfern Stettiner Dichter und politischen Kämpfer das Leben blutsauer gemacht und seine letzte Reise verhindert haben. Reuter und Bruß gehören in mehr als einem Sinne zusammen.

Wir Pommern aber dürfen stolz darauf sein, daß das Schicksal uns gestatte, dem großen Humoristen drei Geschenke darzubringen, Geschenke, die das Wunder seines Genius begründeten und es, als die Zeit erfüllt war, liebend und fördernd begleiteten:

- in der Tribseeserin Johanna Delpke die Mutter —
- in Fritz Peters den entscheidenden Lebensfreund —
- in Bruß auch den bestimmenden Kunstbeurteiler,

der Reuters Platz auf dem deutschen Barnaß für alle Zeit sichergestellt hat.

Awendfloede

Höörst du d' Awendfloede gahe,
Fründke, blief i' Andacht stahе;
hork, eer helle, frame Kläng'
grüße di as leiw Gefäng'!

Klinge di as d' schönsten Lieder
uut verflaatne, sel'ge Tiede;
singe 'n wunnerleiflich Wies'
wo' di'm Jugendparadies.

Singe in'e süutste Töne
wo' ne Heimat; wo' dem schöne
buschümhäägte, stille Brunn',
wo dien Weig' stünn, gewe s' Runn'.

Höörst du d' Awendfloede gahe,
Fründke, blief i' Andacht stahе;
hork, eer Lieder, eer Gefäng'
grüße di as Heimatkläng'!

Hacken bläwe

Mäke mit dem rode Mündke,
mit dem schmucke Bußgesicht,
tumm, verwiel bi mi e Stündke,
dat'k up di e Liedke dicht.

O, dat scha' mi schoons gelinge,
as't lei Dichter bäter la';
wi' dien Schönheet eis besinge,
u' bi'm Mündke fäng' id' a'.

Za, di' Mündke! — D' säutste Bere
löne ni' so schmachhaft'g si',
u' du wardst mi't ni' verwere,
we'l't eis uutprobeire wi'.

Dunner Mieskatt! Wettst, schö' Kindke,
laat'm ann're nu ma't Woort;
id' mutt schwige — wo' di'm Mündke
saam't föör't eirst ni' wedder foort.

Leiwserklärung

Mäke, du flei' Hereding,
segg, wo hest mit eis so flint
all'ne Bruutmann frege?
Mutterke, im Maandeschien
gistern awend, schmuä u' sien
feim e mi entgege.

Eirste keef e groot mi an,
id' em uä, dunn drängt dei Mann
dicht a' mi sich ranner;
id' weer spraakloos, rejen baff —
hei sä uä niht, u' so gaff
ei' Woort ball dat anner.

E' Mißverständnis

Administrater Bautsch i' Glien
besüüt sich graad sien muntre Schwien,
dei up si'm Meßhof rümmerrwäule
u' sich door recht behaaglich säule —
dunn säurt mit eis d' Kreiskuraat böör,
stiggt af böör Bautsche sine Döör,
nimmt Huus u' Hof i' Dgenschien
u' süüt uä Bautsche u' sien Schwien,
grüüßt fort u' seggt im strenge Toon:

„Behördliche Baurevision;
 bin der Kreisbaurat. Wie ich sehe,
 liegt in unmittelbarer Nähe
 des Wohngebäud's Ihr Schweinestall;
 Herr Bautsch, dies ist auf jeden Fall
 gesundheitschädlich, 's wird deswegen
 verfügt, daß Sie den Stall verlegen — —.“
 Bautsch fißt de' Mann vermunnert a'
 u' meint gelate: „Herr, wo ka'
 dei Stall gesundheitschädlich si',
 door irre S' ganz gewaltig i':
 Mien Schwien — Sei könne 't hier jo seihe —
 sü' all gesund; krank is nich ei'e!“

De franke Tään

Rauhäuber Quast in Dllen-Schlaag'
 hett grote Blaag mit Täänweidaag',
 'ne holle Kuus' sett't em fier tau
 un lett em Dag un Nacht nich Rau.
 Balbierer Wippschoot in de Stadt
 hett Quaasten in de Maaf all hatt,
 doch de oll Kuus' was nich tau faten,
 un Wippschoot müßt s' man sitten laten.
 Nu sünd Balbirers, as bekannt,
 mit Fopperien giern tau Hand,
 un Wippschoot dacht den Ogenblick:
 Hier äuwst du wedder maal'n Stück!
 Sei sä tau Quaasten: Leiw Herr Quast,
 de Wöttel sitt mi doch tau fast,
 door mööt de Tang' taun Deubel gaan.
 Sei kann bloot noch de Iserbaan
 von disse Täänweidaag' furiren,
 wenn Sei up minen Raat jikt hüren.
 Sei möten up den Baanhof gaan,
 un seihn Sei door de Iserbaan,
 denn stelln Sei achtern Zug sid hen
 un tüdern üm den fulen Tään

een Enning von 'ne tage Snur,
 gaut fast, süs glückt Sei nich de Kuur!
 Dat anner Enning, leim Herr Quast,
 dat binnen an den Zug Sei fast,
 an'n Puffer von den letzten Wagen,
 dit Mittel hett noch nümms bedragen;
 de Hauptsack is, dat stief Sei staan,
 wenn loosgaan deit de Sferbaan.
 Je, denkt Musch Quast, denn helpt dat nich;
 de Tään ritt em ganz fürchterlich,
 un hei in sine Pien un Qual
 of annern Dag na'n Baanhof daal.
 Sei maakt dat so, as Wippschoot sä.
 De Zug föürt af. Up sine Stä
 steit unse Quast heil stuur un stief.
 Door foort'n Ruck döör sinen Vieu,
 hei jappt na Luft — lang sleit 'e hen
 un glööwt, nu is't mit em tau Enn.
 Indeß verhaalt hei ball sid wedder
 un — rift verbaast dat Achterledder,
 dunn äwerst gript hei na den Mund —
 na, dit's nagrauens doch tau bunt:
 Sien Tään, de sitt noch ümmer fast!
 De gaude, brave, arme Quast
 hett nich de Kuus', ne — uut den Wagen
 den einen Puffer rutertagen.

Wo s' tau sinnen sünd

Als jeder wett, was d' „ull Friz“ König vo' Preuße.
 Sei was e streng', awer gerecht Herrscher, dei geern
 eis idomnito, as sei dat nenne, spazire güng, üm Land
 u' Lüd' fenne t'leren.

Eis Namiddags is hei in'e Meegd vo' Zankfussi u' föürt
 door up'm Stein an 'e Schossee 'ne Handwerksbursche
 sitte, dei si' Hemd up'm Schoot hett u' sich d' Lüüs' af-
 söcht. D' ull Friz is nieglich u' frögt de' Keerl, wat
 hei door agire dee'. Mi' Handwerksbursch, dei i' Pots-

dam bi'ne Saldate stahe hett u' de' ull Frik ganz genau kennt, stellt sich richtup u' seggt: „Majestät, id lause mir!“

Dem ulle Frike gefüllt dei uprichtig Antwoort, hei fickt de' Handwerksbursche wollgefällig a' u' meint: „Ich bin erfreut, mein Sohn, daß Er auf Reinlichkeit hält; aber woher kennt Er mich?“

Na, dei Keerl vertellt dem König nu, dat hei i' Potsdam Saldaat späält hett, u' schließt sien Rääd' mit de Wöörde: Dat müßt doch e' slecht Saldaat sin, dei sine König ni' kenne dee'!

Dat höögt ja dem ulle Frike ganz gewaltig; hei drückt dem Handwerksbursche 'ne blanke Daler i' d' Hand, wünscht em 'n gaud' Rees' u' geet dunn sine Wääg wider.

Dei' Unnerhullung hett e' anner Handwerksbursch, dei nich wiet af hinner'm Busch lege hett, mitanhöört. Dei denkt bi sich: „Sa'st di ud 'ne Daler verdeine!“ Hei schließt sich e Enn' de' Schosseegrave entlanke, kümmt up e Flag, wo d' Schossee 'ne Bage mödt, wedder taum Böörschien u' sett't sich up 'ne Schosseestein. Dunn treckt hei flink si' Hemd uut, leggt't up sien Knei, as hei't dem annre afkäke hett, u' deet so, as of hei sich ud d' Büüs' afföcht.

D' ull Frik hett awer sien Anstalte seihe. As hei neger kümmt, frögt hei ud deje Keerl, wat hei door make deet.

„Majestät,“ — is de Antwoort — „ich suche Läuse!“

„Na,“ seggt dunn d' ull Frik tau dem Hallunke u' wist mit si'm Krückstoc na dem eirste Handwerksbursche hen, „dann geh er zu seinem Kollegen, der hat welche!“

De Gausbraad'

't is Sünndag vöormiddag. Badder Tobies sitt in de Stuum un grippt Gleigen. Dat heit, eigentlich gripen de Gleigen em, un hei hett naug tau stüren, dat sei sich nich up sinen runnen, glatten Kopp setten un dat schöne Fett uutsugen, wat hei sich bi lütten ansaudert hett.

Badder Tobies is nämlich een wollgenäarten Quakenführer, un de Fisch, de hei tau Mark bringt, sünd de besten in de ganze Gegend. Natüürlicherwies' behöllt hei de allerbesten för sich, un wiel dei, as öwerhaupt all Meätworen, gaut bi em anschlaan, hett hei sich mit de Joren so'n drüddhalw Zentner läwend Gewicht taulegt. Un Apptiet hett hei ümmer. Bi dat Fleigenfieren hett hei sich so asmaracht, dat em orig de Heithunger ankümmt.

Hei is allein in'n Huus'. Sien Dilsch is tau Kirch gaan. Anner Bedeinung is nich door, un hei mööt sich also sülsen bemäun, wenn hei sinen Hunger stillen will. Hei süüt in de Spieskamer na, ob door nicht wat tau finnen is, wat em as tweit Frühstück paßlich dücht. O, door is jo een lütten Vörraat an Mettwust, Schinken, röferten Mal un äänlich schöne Saken, de em Freud maken! Hei lett sich of goor nich lang nödigen un föürt sich de Kleinigkeiten tau Post. Nu ward em all 'n ganz Deil häter tau Maud'. Indessen hett hei woll noch 'ne lütt Affiet in de Maag, de noch nich 'tau eer Recht kamen is, un hei süüt sich na mier üm. Awerst wo sall hei noch wat säufen? Wenn in de Spieskamer nix mier is, denn is of woll öwerall nix mier.

Sall hei nu bet Middag Noot liden? Dat is noch gaut 'ne Stunn' hen. Hei öwerleggt, ob hei nich schraatöwer bi den Wirt „taun güllnen Hääst“ een paar Jesbein orer süs wat Moorhaftes tau sich nämen sall.

Bi dit Denerleggen kümmt hei wedder na de Stuur rin. Pöb Sli un Kuulboors, wat is dat? Em kümmt mit eis so'n leiwlichen Geruch in de Nääs', dat em't Water in't Muul tausamlöppt. Hei geit dissen Geruch na un finnt in de Abenrüür enen wunnerschönen, frischen brunen Gausbraden.

„Süh, süh,“ denkt hei bi sich, „de Dilsch is doch nich so knidrig, as du ümmer glööwt hest! Sei spandiert di taun Frühstück goor 'nen Gausbraden. Schaad', dat du dat nich irer wüßt hest, denn harst du nich ierst in

de Spiesskamer rümmertausäufen bruukt! Un wo appetlich de Gaus uutsüüt! Kein taun Anbitten!"

Un Badder Tobies bitt an, as de Ruulboors an'n Daumaddid. Hei haalt sien Taschenmek ruut un finzelt von den Gausvigel 'n gaatlich Stüd af. Dat schmeckt so uutgeteikent, dat hei nich anners kann — hei mööt sich taun tweiten Maal een Stüd afschniden.

„Ne, wo dat munnt! Dat is jo goornich tau seggen. Wo sich de Dilsch woll freugen ward, wenn sei hiiürt, wo sein mi dat schmeckt hett! 't is äwerst of tau nett von eer, dat sei üm eren Kierl so besorgt is! Dilsching, dat holl id di för ümmer gaut!" —

De Dilsch is na 'ne Tiet ut de Kirch trügglamen. De Prädigt is sier schön wääst. De Paster hett von de „Speisung der fünftausend Mann" vertellt. De Geschichte is eer so tau Harten gaan, dat sei sich böörnamen hett: „Von hiiüt an mööt't anners warden! Du warst dinen Mann den Brootkorf höger hängen." Indääm sett't sei de Lüften up't Füür, denn dat is glief Aetenstiet.

De Lüften kamen up den Disch, un de Dilsch geit na den Aben, üm de Gaus uut de Kiür ruuttaumen. Ja, proost Maaltiet, door har 'ne Ul saten! Up de Bradenschöttel liggen luter Knaken.

„Mann, Tobies," friescht sei up, „wo is de Gaus bläben? De süll för uns all tau Middag, un id har s' in de Kiür stellt, dat sei warm bliben süll — o, du grundgütiger Himmel, is denn sowat minschenmööglich? Du Fräatsack, du! — O, mi träden de Anmachten an — oh, oh!"

„Wief!", begeert hei nu up, „wo kannst du 'nen Minschen so versiren! Wägen een lütt Gaus so'n Mirakel tau maken! De süll also tau Middag äten warden? Wo sich de Minsch doch irren kann! Ich wier warastig in den schönen Globen, dat süll mien Frühstück sin, un hew door nu so'n bäten an rümmerpuult. 't is recht schaad', dat id up de Dort üm't Middagäten kaam! De Schreck is mi so däägt in de Maag schaten, dat ich nu woll giern een bäten wat Fastes äten mücht."

Der erste Lorbeer

Wie die Schwalbe den Sommer, so machte Viktor Wittemann die Saison. Wenn er in dem stattlichen Badeort der Ostsee erschien, das blasse, glatte Gesicht grüngrau wie der Ulster, den er bei jeder Witterung trug, den schwarzen Samthut, den manche Sommer-sonne ausgesogen, kühn geformt, heute spitz und dreieckig wie Napoleon, morgen rund und schlapp wie Richard Wagner, dann ging es von Mund zu Mund: „Der Wittemann ist da!“

Alle Namen wechselten auf dem Programm des Kurtheaters, jeden Sommer machten andere Badfische einem anderen Ferdinand ihre Fensterpromenade — unbeirrt in der Erscheinungen Flucht beharrte Viktor Wittemann vom Stadttheater Stettin.

Ein Glück hatte ihm nie gelächelt, weder in der Kunst noch im Leben. Ordnungsmäßig war er den Weg des Mimen gegangen: vom Romeo über den Tell zum Stauffacher. Er hatte zu wenig Theaterblut. Er war ernst und in sich verschlossen. Und er dachte zu viel. Darum hatte er es nicht weit gebracht.

*

Jeder Künstler träumt seinen eigenen Traum. Viktor Wittemann träumte ihn auch. Ein Wunsch zehrte an seiner Künstlerseele, eine still und heiß brennende Sehnsucht, die seine ganze, lange Schauspielerlaufbahn nie erfüllt hatte: Einmal einen Vorbeerfranz mit Schleife und Widmung zu erhalten. Einen wirklichen — nicht den üblichen, den gefällige Freunde seinen Kollegen zu Füßen warfen oder den sie sich selber bestellten. So billige Vorbeeren hätte er längst haben können. Sein Feingefühl hatte sie verachtet.

Aber einmal einen Vorbeer, von wahrer, warmer Begeisterung gewunden, einen Vorbeer, nicht auf Be-

stellung, sondern aus dem Drange eines edlen Herzens ihm dargebracht. Er erinnerte sich eines Kollegen. Der hatte mit seinem Fiesko und Hamlet die Prima eines Gymnasiums so entflammt, daß sie ihm von ihrem Taschengelde einen wundervollen Lorbeerkranz stiftete mit einer langen, himmelblauen Atlasschleife daran. „Dem genialen Hamlet die begeisterte Prima“, stand mit silbernen Buchstaben darauf. Und der Kollege, der heute ein berühmter Staatsschauspieler war, hatte den Kranz aus allen anderen herausgenommen, und als er vor die Rampe trat, ihn an sein Herz gedrückt und gesagt: „Von der Jugend!“ Seine Augen hatten geleuchtet. Und er, Viktor Wittemann, hatte dabeigestanden und bei sich gedacht: „Einen solchen Augenblick — ein einziges Mal! Und dann sterben!“

Gewiß hatte er noch nicht die rechte Rolle gefunden. Aber auch seine Stunde würde kommen — vielleicht bald. Der erste Lorbeer sollte nicht seinen Sarg schmücken.

Fünfundzwanzig Jahre war er nun an der Bühne, und der ihm wohlgesinnte Intendant beschloß, ihm einen Ehrenabend zu bewilligen, für den er sich selber die Rolle wählen durfte. Nach langer Ueberlegung erbat er, trotz der Bedenken des Intendanten, den Wurm in „Kabale und Liebe“, den er noch nie gespielt und der ihm besonders „lag“.

Es war ein sehr heißer Tag. Aber die wenigen, meist der Jugend angehörigen Zuschauer klatschten ihm begeisterten Beifall.

Auch die üblichen Gaben blieben nicht aus: ein in gelbe Nissen gehüllter Karton mit einem Paar extrafeiner Handschuhe von einer Verehrerin, eine neue Fausterklärung von ihrem Vater, ein viertel Duzend Batisttücher nebst einem Rosenstrauß von der Hotelwirtin, bei der er zu Mittag aß, eine Kiste Hamburger Zigarren von seinem Lieferanten — einen Lorbeerkranz erhielt er nicht . . .

Am nächsten Morgen machte Viktor Wittemann seinen gewohnten Spaziergang auf der Strandpromenade. Groß

und klar lag vor ihm das Meer wie Verheißung der Ewigkeit, warme Sonnenlichter spielten über seine weit hin blauende Fläche.

Da überkam es ihn wie unwiderstehlicher Drang, ein Bad zu nehmen. Er löste eine Karte und betrat das vornehm ausgestattete Familienbad.

Aber was war das?

Sämtliche Badejungen in ihren blauweißen Kitteln bildeten bei seinem Eintritt feierlich Spalier, mehrere Herren, ganz oder halb oder gar nicht angezogen, blickten ihm mit größter Aufmerksamkeit entgegen. Jetzt stürzte auch der Bademeister aus seinem Verschlag, auf seinem wettergebräunten Gesicht lag dieselbe Spannung.

Der Mime kannte den Mann, er gehörte zu seinen alten Verehrern. Erst zu seinem Ehrenabend hatte er ihn mit seiner Frau in der ersten Reihe des Sperrfizes gesehen.

Aber was hielt der Bademeister denn da, halb hinter dem breiten Rücken verborgen, in seiner Hand? War es ein Truggebilde, das seine erregte Phantasie ihm vorspiegelte? Oder erfüllte sich sein Traum? War es wirklich ein Lorbeerfranz, kleiner wohl und bescheidener, als sie es sonst zu sein pflegen? Aber — ein Lorbeer doch mit einer himmelblauen Schleife und silbernen Lettern darauf, gerade so wie sie damals der gefeierte Hamletdarsteller an sein Herz gedrückt? War seine Stunde gekommen? Endlich gekommen? War es die spontane, begeisterte Huldigung aus dem Volke, auf die er stets den größten Wert gelegt?

Endlich fand er Worte. „Sie sahen meinen Wurm, lieber Freund, und Sie bringen mir ihren Dank.“

Da zog ein gutes, breites Lächeln über die wetterfesten Züge. „Wurmen . . . nee, Wurmen nich. Aber Sie sind man der Zehntausendste!“

Und er wies auf die himmelblaue Atlasschleife.

Die silbernen Lettern tanzten vor Viktor Wittemanns Augen. Und er las: „Dem zehntausendsten Badegast die Badedirektion.“

Nun trat auch ein hübscher, blonder Badejunge hinzu und brachte ihm eine weite, weiße Schwimmhose, auf der mit roten Zahlen 10 000 stand.

Viktor Wittemann nahm den Vorbeer mit der Widmung und hängte ihn an einen Nagel in seiner Badezelle. Und in der Schwimmhose mit der Zahl 10 000 schwamm er in das klare Wasser . . . weit, weit hinaus.

Das Stelldichein

„Zum alten Tauroggen wollen Sie? Es kann Ihr Ernst nicht sein.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil bei dem noch nie ein Mensch länger als vier Wochen ausgehalten hat.“

Es war bereits der Dritte, der mir dasselbe oder etwas ähnliches in Aussicht gestellt hatte.

„Herr Tauroggen wünscht Sie“, empfing mich an einem Morgen der Profurist, unter dem ich bis jetzt gearbeitet hatte.

Ich kann nicht leugnen, daß mich ein wunderliches Gefühl bei dieser Mitteilung beschlich, nicht unähnlich jenem aus früheren Tagen, wenn man in der Schule zum „Herrn Direktor“ gerufen wurde, und mir blitzschnell tausend Möglichkeiten durch Kopf und Herz brausten, die solchen Ruf veranlassen konnten. Ich weiß auch nicht mehr, welches der erste Eindruck war, den ich von diesem Manne empfing. Nur eins ist mir im Gedächtnis geblieben: daß alles an ihm so ganz anders war, als ich es mir vorgestellt hatte.

Vor allem war er gar nicht alt, wie ich ihn mir gedacht hatte, sondern ein Mann in den besten Jahren, hoch gewachsen, ganz sehnig und muskulös mit langem Halse, der sich eigenwillig aus dem weißen Stehkragen emporreckte, einem breiten Gesicht mit gezackten Brauen über kühlen, klaren Augen und ehernen, ein wenig robusten Zügen.

„Ich möchte Sie bitten, von heute ab den Posten einzunehmen, für den ich Sie bestimmt habe“, sagte er mit einer dünnen, aber sehr festen Stimme. „Sie lesen die eingegangenen Briefe mit mir und erledigen nach Rücksprache die Korrespondenzen.“

Jeden Morgen saß ich nun mit Herrn Tauroggen in seinem von den übrigen Geschäftsräumen streng abgeschlossenen Privatkontor; jeden Morgen las ich die Briefe, die er mir zuwies, entwarf nach seiner kurzen, knappen Weisung die Antworten, die ich ihm wiederum bekanntgeben mußte, und an denen er nur selten etwas verbesserte. Ueberhaupt konnte ich mich über eine schlechte Behandlung nicht beklagen. Er behandelte mich eben gar nicht, sprach kaum ein Wort mit mir, jedenfalls nie ein überflüssiges oder gar persönliches. Ich war für ihn nichts anderes als der Stuhl, auf dem er saß, oder die Feder, mit der er schrieb.

*

Ich erhielt eine Einladung: Herr und Frau Tauroggen... zum einfachen Mittagessen am Sonntag. Sie versetzte mich in einiges Erstaunen. Einen Besuch hatte ich nicht gemacht. Keiner aus dem Geschäft tat es.

In dem großen, mit steifer Würde eingerichteten Empfangszimmer fiel mir ein Selbstbild in die Augen, das die Liebe mehr als die Kunst gemalt hatte. Es stellte eine nicht mehr junge Frau mit leise verschleiertem Blick und Zügen dar, aus denen die Güte leuchtete. „Wenn das Frau Tauroggen war, so mußte man sie lieb gewinnen“, ging es mir durch den Kopf — da stand ich einer jungen, schlank gebauten Dame mit hellblauen, lustigen Augen und einem kindlich gerundeten Mund gegenüber und hörte, wie sie Herr Tauroggen einem älteren Paare als seine Frau vorstellte.

Es wurde ein sehr schöner Tag. Herr Tauroggen nahm zwar auch hier nicht die geringste Notiz von mir, aber seine Gattin machte mit einem weiblichen Gefühl alles gut, war von so sprudelnder Liebenswürdigkeit und sah in dem leichten weißen Kleid, das jede Bewegung ihres jungen Körpers verriet, so entzückend

aus, daß mir ihr Mann immer unverständlicher wurde, der mit seinem kalt zugeschlossenen Gesicht, in dem ich ab und zu ein Licht leichten Hohnes aufblitzen sah, am entgegengesetzten Ende der Tafel saß.

Nur einmal ging ein Schatten über das hübsche Antlitz der jungen Frau. Ich hatte sie gefragt, wen jenes Bild an der Wand, von dem ich immer noch nicht loskommen konnte, darstellte.

„Meines Mannes erste Frau“, hatte sie geantwortet, „und das andere dort nebenbei war ihr einziger Sohn. Er fiel gleich zu Beginn des Krieges, als junger Husarenoffizier. Es war schade um ihn, denn alle erzählten mir, welch ein herziger, frischer Junge er war. Man überführte ihn. Nun liegt er neben seiner Mutter.“

Ich merkte sehr wohl, daß Herr Tauroggen diese Worte gehört hatte. Aber nicht die geringste Bewegung zeigte sich auf seinen ehernen Zügen, die jetzt ein geradezu pergamentenes Aussehen hatten. Und es war sein eigener, einziger Sohn! Mir war der Mann nie angenehm gewesen. Von dieser Stunde an fühlte ich etwas wie Haß und Widerwillen gegen ihn emporsteigen.

Und diese Empfindung wuchs, als ich ihn einige Tage später in einer Bar in Damengesellschaft traf. Eine solche Frau zu Hause haben — und dann hier in diesem Kreise sitzen! Ich konnte mich nicht enthalten, meinem Chef einen Blick zuzuwenden, der ihm etwas Ähnliches sagte.

Ich dachte, er würde mich in derselben Sekunde stellen oder am nächsten Morgen aus seinem Geschäft weisen. Aber er beachtete weder mich noch meinen empörten Blick. Und am nächsten Morgen gab er mir seine Anweisungen mit derselben kühlen Ruhe wie immer.

*

Jeden Abend, wenn die Dämmerung mit den ersten scheuen Schritten durch die Straßen kroch, stand der elegante kleine Halbwagen des Herrn Tauroggen vor dem Geschäft. Er bestieg ihn stets allein; nur eine

Schäferhündin, ohne die man ihn selten sah, begleitete ihn. In der Stadt nahm sie den Rücksitz ein, vor den Toren lief sie neben den beiden schönen Füchsen her, die den Wagen in feurigem Trabe zogen. Niemand mußte zu sagen, wohin Herr Tauroggen in diesen Stunden fuhr. Und er selber schien darüber strenges Geheimnis walten zu lassen. Denn er ließ den Kutscher bald hier, bald dorthin lenken, gleichsam als wollte er jede Richtung und Spur verlöschen. Eins aber brachte ich doch in Erfahrung, das meinen sofort aufgestiegenen Verdacht mit Sicherheit bestätigte: daß er nämlich jedesmal bei einem bestimmten Gärtner dicht vor der Stadt anhalten und sich zwei dunkelrote Rosen in den Wagen reichen ließ.

Also ein Stelldichein! Der Prokurist, dem ich meine Vermutung mitteilte, zuckte die Achseln, als wolle er sagen: „Ja, was sollte es denn auch anders sein — bei einem Manne wie dem!“

*

Ein kühler, regnerischer Septemberabend. Durch die Straßen zogen feuchte Dünste, fallende Tropfen pochten auf das blanke Pflaster, unwirsch zauste der Wind an einem einsamen kleinen Baum herum, der sich schon so wenig behaglich zu fühlen schien.

Gerade als ich aus dem Geschäft kam, sah ich Herrn Tauroggen in seinen Halbwagen steigen. Da konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen.

Durch das neblige Wetter geschützt, folgte ich, mich möglichst an die Häuser drückend, bis ich eine Elektrische traf, die zum Tor hinausfuhr. Neben uns bewegte sich, von der Hündin begleitet, das Gefährt. Bald hatte es einen Vorsprung vor uns, dann überholten wir es wieder.

Aber als ich draußen abstieg, war es mir entschunden. So lange ich auch in der großen Lindenallee umherstreifte, sorgsam nach allen Seiten spähend, ich konnte seiner nicht wieder gewahr werden.

Endlich . . . ein leises Rollen. Es war bereits dem Ende der Allee zu, da, wo die Häuser der Villenvor-

stadt beginnen. Aber dicht vor ihnen bog der Kutscher ab und hielt in einem kleinen Seitenweg, den ich bisher noch nie bemerkt hatte.

Ich sah, von den beiden Binden verborgen, wie Herr Tauroggen seinen Wagen verließ, langsamen Fußes, die Rosen in der Hand, durch den Wind und Regen schritt, der stärker geworden war.

Mit einem Male . . . weiße Kreuze, die durch alte Bäume schimmerten . . . eine versteckte Pforte . . . Herr Tauroggen öffnete sie mit einem Schlüssel, trat an zwei Gräber, die inmitten hoher Tannen gelegen waren.

Eine ganze Weile stand er stumm, regungslos in sich versunken. Dann strich die überschlanke, weiße Hand langsam über den Rasen hin, der sie deckte, entfernte hier ein paar welke Blätter, die der Wind verweht hatte, legte dort einen Kranz zurecht und steckte schließlich auf jedes der beiden Gräber eine der beiden dunkelroten Rosen. Das alles tat er mit einer Sorgsamkeit und Zärtlichkeit, wie es keine weibliche Hand hätte besser tun können, und wenn die größte Liebe sie führte.

Auf dem Rückweg konnte ich nicht vermeiden, ihm zu begegnen. Ich weiß nicht, ob er mich gesehen hat. Denn sein Blick ging über mich hinweg, und über seinen Augen, die ich nie anders als kühl gesehen, schimmerte ein feuchter Glor.

Von dieser Stunde an wußte ich, wohin Herr Tauroggen jeden Abend in der Dämmerung fuhr. Und von dieser Stunde an wurde mein Verhältnis zu ihm ein anderes.

Auf Gastspielreisen

Kurt Kordler, der gefeierte Tragöde des Deutschen Theaters in Berlin, befand sich am Ende einer Gastspielreise, die ihn durch ganz Deutschland geführt, ihm viel Liebesbriefe und Vorbeeren und noch viel mehr Hundertmarkscheine eingebracht hatte. Nicht nur über

die Bühnen der großen Provinzstädte hatte er seinen Othello rasen, seinen Romeo lispeln, seinen Hamlet grübeln und seinen Bosa Gedankenfreiheit fordern lassen, auch die kleinen, ja, die kleinsten Städte hatte er als „Füllsel“ mitgenommen, damit kein Abend unbenutzt bliebe und er wenigstens einen der blauen Scheine der immer stolzer schwellenden Briefftasche einverleiben konnte. Eben hatte er alle Glut und alles Feuer seines Karl Moor über die kleine und zugige Bühne des „Gesellschaftshauses“ in einem altmärkischen Städtchen dahintoben lassen, in dem mäßigen Bette wenig und unruhig geschlafen und war zu einer für seine Verhältnisse sehr frühen Stunde zum Frühstück erschienen, weil er noch des Vormittags in Magdeburg sein mußte, wo er seine Gastspielreise als Drest zu beenden gedachte. Ueberrächtig saß er, an einem harten Brötchen knabbernd, in der räucherigen Gaststube, als der Postbote erschien und ihm einen Brief überreichte, der den Ortsstempel der kleinen Stadt trug.

„Hochverehrter Herr Kordler,“ las er, nachdem er die vornehme Hülle entfernt, „zwar weiß ich nicht, ob meine Bitte nicht vermessen ist. Seitdem ich aber heute ihren Karl Moor gesehen, verläßt mich der brennende Wunsch nicht mehr, Ihnen nur einmal die Hand zu geben und zu danken, denn Sie haben mir so unendlich viel gegeben. Vermuten Sie, bitte, nicht einen schwärmenden Badsfisch in mir, denn trotz meiner 19 Jahre bin ich sonst leidlich vernünftig, aber es tut so gut, in der Dede und Enge einer kleinen Stadt einmal etwas zu sehen, das einem ein ganz neues Leben öffnet. Nun habe ich mir klargemacht, daß ich Sie nicht in Ihrem Gasthose aufsuchen kann, man kennt mich hier, und es könnte zu den Ohren meiner Angehörigen dringen. Darf ich Sie, sehr verehrter Herr Kordler, wenn Sie mir meinen sehnlichen Wunsch erfüllen wollen, daher bitten, doch gegen 4 Uhr nachmittags, morgen, Freitag, am großen Friedhofstor einen Augenblick Zeit für mich zu haben? Ich bin groß und schlank, da werden Sie mich sofort erkennen.“

Er erhielt solche Briefe sehr oft. Sie waren ihm allmählich etwas Alltägliches geworden. Aber mit diesem hatte es doch seine eigene Bewandnis. Ein junges, unschuldiges Mädchen aus einer kleinen Stadt, fraglos den besten Bürgerkreisen angehörend, das, von ihren Eltern und Verwandten sorgsam auf jeden Schritt behütet, aus lauter Liebe und Verehrung zu ihm auf den abenteuerlichen Gedanken verfallen war, ihn zu einem Stelldichlein am Friedhofstore zu bitten! Zu dumm, daß er heute vormittag zur Probe in Magdeburg sein mußte!

Er erinnerte sich einer schlanken, auffallend hübschen jungen Dame mit strohblondem Haar, in das er schon immer vernarrt gewesen, und das er in solcher Fülle und Schöne bisher kaum gesehen hatte. Sie hatte in der ersten Reihe an der Seite eines älteren Herrn gesessen und war mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen seinem Spiel von Szene zu Szene gefolgt. Und da er auf dieser Reise eigentlich noch kein zartes Abenteuer erlebt und mit Othello das Gemeinsame hatte, daß seine Jahre sich abwärts neigten —

„Wann fährt eigentlich mein Zug?“ fragte er den hinter dem Schenktisch aus seiner Pfeife qualmenden Wirt. „In einer halben Stunde, mein Herr!“ „Fährt heute gegen Abend noch ein Zug?“ „Jawohl, um fünf Uhr zehn der Gilzug, der von Halle kommt.“ „Wann wäre ich mit dem in Magdeburg?“ „Kurz nach sechs Uhr.“ „Also käme ich, wenn ich mich ein wenig beeile, gerade recht,“ kalkulierte Kurt Kordler. „Dreißt tritt erst im zweiten Akt auf, ich werde also gut fertig. Die Iphigenie steht bei ihm, wie mir der Direktor schrieb, eine Probe ist also nicht unbedingt notwendig — wollen Sie, bitte, dies Telegramm, das ich aufsehe, unverzüglich zur Post besorgen,“ wandte er sich an den Wirt, ließ sich ein Blatt Papier geben und schrieb mit fliegender Hand: „Eintrefte heute erst abends zur Vorstellung. Kurt Kordler.“

Träge und schwer wie eine Schnecke kroch der regendunkle Dezembertag durch die kleine Stadt und die öde

Gaststube. Er erinnerte sich in seinem ganzen Leben nicht eines ähnlich langen Tages, ein Jahr war sonst nicht so lang. Endlich schlug die alte Schwarzwälder Uhr halb Vier. Er hüllte sich in seinen kostbaren Pelz, dessen Kragen nicht nur, nein, dessen ganzes Inneres aus wundervollem Persianer bestand, und auf den er sehr stolz war, und machte sich auf den Weg. Draußen begann bereits die Dämmerung, ein undurchdringlicher Schmutz lag auf der Straße, und ein naßkalter Regen fiel. Verlockend war das Wetter für ein Stelldichein nicht. Je näher er dem Friedhof kam, um so hörbarer fühlte er sein Herz klopfen, als ginge er zum ersten Male in seinem Leben auf solch ein Abenteuer.

Da sah er schon das große, goldene Kreuz über der Friedhofspforte aus dem Dunkel hervorschimmern, und da — nein, er irrte nicht, da ging mit langsam zagen- den Schritten, scheu und ängstlich nach allen Seiten umher spähend, eine schlanke, hochgewachsene, weibliche Gestalt vor ihm auf und nieder. Und wenn nicht alles trog, schienen sie wirklich einige Ähnlichkeit mit der schönen, blonden Zuschauerin gestern im Theater zu haben. Ein Mitleid mit ihrer Angst und Verlegenheit überkam ihn, er wollte ihr die unangenehme Lage erleichtern und ging mit schnellem, festem Schritt auf sie zu.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie mir Gelegenheit geben, Sie zu sprechen,“ begrüßte er sie ritterlich.

Er konnte in der zunehmenden Dämmerung wenig erkennen, aber ihm war, als errötete sie ein wenig und senkte tief das Haupt. „Oh,“ flüsterte sie, „oh — wie gütig von Ihnen!“ Weiter brachte sie nichts über die stammelnden Lippen. Er ergriff ihre Hand, hielt sie eine kleine Weile in der seinen und zog sie dann an sein Herz. „Lassen Sie doch, ach, lassen Sie doch — wenn das meine Eltern wüßten!“

Aber plötzlich legte sie ihre beiden Arme um seinen Hals, gab sich seinen glühenden Küssen wie in heißem Rausche willenlos hin, erwiderte sie und schlang die

Arme so fest, daß sie wie zwei gewaltige Klammern um seinen Hals lagen, ihm jede Luft raubten und er sich von allen seinen Liebesabenteuern nicht einer ähnlich leidenschaftlichen Umarmung erinnern konnte. Und mit einem Male — ja, was war das? — ihm war, als wären es nicht mehr ihre Arme allein, die diese atempressende Umklammerung bewirkten, als wären es noch zwei andre.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, hochverehrter Herr Meister, mir sofort Ihre Brieftasche zu geben,“ vernahm er eine freundliche, aber sehr entschieden männliche Stimme, „jeder Widerstand wäre eine vergebliche Mühe. Wir haben durchaus nicht die Absicht, Ihnen ein Leid anzutun, sowie Sie unserer Aufforderung unverzüglich Folge leisten.“

Betäubt und völlig fassungslos starrte Kurt Kordler bald auf den Sprecher, eine muskulös gebaute, weltmännisch gekleidete Gestalt mit kurzem, eng anschließendem Wintermantel, und auf seine weibliche Begleitung, die eben in zärtlicher Umarmung an seinem Hals gelegen, und in deren Hand er jetzt durch das Dunkel den Lauf einer schußbereiten Pistole blitzen sah.

Eine Sekunde erwog er die Möglichkeit eines Widerstandes, dann gab er, da er keinerlei Waffen bei sich trug, den Gedanken auf.

Mit tiefer Traurigkeit und voll kochenden Ingrimm überreichte er seine von all den schönen, teuer verdienten Hundertmarksheinen hochgeschwollene Brieftasche und sah, wie der Räuber sie achtlos in seinem Mantel verschwinden ließ.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und darf jetzt wohl bitten, mir auch Ihre Börse zu geben, Sie haben keine? Ach, sieh doch mal nach, Emmh, du bist ja mit dem Herrn vertrauter als ich.“

Mit einem kurzen, sichern Griff hatte das Mädchen Kurt Kordlers ebenfalls dicht gespißte Börse aus der hintern Hosentasche genommen.

„Und nun Ihre Uhr und Kette — aber ohne weitere Umstände, wenn ich bitten darf.“

Auch die mußte er geben, und auch sie verschwanden spurlos in der weiten Manteltasche.

„Ja, zum Teufel, sind Sie denn nun endlich fertig?“ kam es in bebender Wut von Kurt Kordlers Lippen.

„Noch einen kurzen Augenblick müssen Sie sich gedulden. Darf ich Sie jetzt ersuchen, Ihren Pelz auszuziehen. Es ist ein herrliches Stück, das ich gerade brauche.“

Das war der schwerste Schlag. Seinen wunderbaren Persianerpelz, seinen Stolz und seine Freude auf allen seinen Reisen — aber der Lauf der Pistole war jetzt besonders einladend auf ihn gerichtet — es blieb ihm keine Wahl, er entledigte sich auch des Pelzes, den der Räuber mit zufriedennem Schmunzeln über seinen Arm legte.

„So, mein Herr, wir danken Ihnen, und damit Sie wissen, mit wem Sie die Ehre gehabt — wir sind auch Künstler und befinden uns augenblicklich ebenfalls auf Gastspielreisen.“

Bevor er zur Besinnung kam, war das Paar hinter der Kirchhofsmauer verschwunden, eine Sekunde später vernahm er das Fauchen eines schnell davonfahrenden Autos. Völlig erfroren und erklammt, erreichte er, in der Finsternis sich kaum zurechtfindend, seinen Gasthof. Der mitleidige Wirt borgte ihm 50 Mark für die Fahrt nach Magdeburg und einen alten Wintermantel. Am Abend spielte Kurt Kordler, vom Beifall des jauchzenden Hauses umbraust, seinen Drest.

Asta

Klausmann saß im Theater. Er war oft im Theater, sah dieselben Stücke viele Male. Er hatte niemanden, und die einsamen Abende waren um so unerträglicher, je älter man wurde. Gewiß, eine Schwester war bei ihm. Sie führte seinen Haushalt — für sein Suchen und Sehnen hatte sie kein Verständnis. Wenn er ihr sein

Drama vorlas, kämpfte sie bereits bei der ersten Szene mit dem Schläfe und war bei der zweiten nicht mehr zu erwecken. Da war das Theater seine einzige Rettung.

Man gab Ibsens „Kronprätendenten“. Er war müde und folgte nur mit halbem Ohr. Mit einem Male flangen Worte an sein Ohr, die ihn den ganzen Abend nicht mehr losließen.

König Skule war mit dem Skalden Jategejr allein in der großen Halle im Königshaus zu Oslo. Er klagte dem Sänger sein tiefes Herzeleid.

„Ich muß jemanden um mich haben, der mir ohne eigenen Willen gehorcht — der unerschütterlich an mich glaubt, der in guten wie in schlimmen Tagen aus tiefster Seele zu mir hält, der nur dafür lebt, mein Leben zu erhellen und zu erwärmen, der sterben muß, wenn ich falle. Gib mir einen Rat, Skalde Jategejr!“

„Kauft Euch einen Hund, Herr!“

Wie ein Feuerfunke fiel das Wort in Klausmanns einsame Seele. Er merkte nicht den Hohn und die Bitterkeit, die in ihm lagen. Nur das eine merkte er: Daß er auch niemanden hatte, der an ihn glaubte, treu und unwandelbar zu ihm hielt in guten wie in schlimmen Tagen, der für ihn stirbe, wenn es sein mußte.

„Nach solch einem Menschen müßt Ihr lange suchen!“ sagte da drüben eben der Skalde.

Am nächsten Abend hatte Klausmann einen Hund. Oder vielmehr eine Hündin. Denn diese war gelehriger, treuer und anhänglicher an ihren Herrn, hatte man ihm gesagt, und darauf allein kam es ihm an.

Er hatte Glück gehabt. Asta war ein prachtvolles Tier, eine Schäferhündin von tadelloser Herkunft und einwandfreiem Stammbaum, schwarz mit hellgelber Zeichnung und wunderbaren Stehohren. Und wenn der Schwanz auch keine Säbelrute war, sondern sich ein wenig krümmte — was kam das gegen ihre Dressur in Frage, die in jeder Beziehung vollendet war. Aber sie gehorchte nicht nur willenlos — sie glaubte an ihren

Herrn, wie bisher noch niemand an ihn geglaubt hatte, begleitete ihn, dicht an seinen Fuß geschmiegt, auf seinen schönen Wanderungen und lag still und selbst die das Essen bringende Schwester anknurrend, wenn ihn das Bodagra plagte, vor seinem Bette.

Nur eins blieb noch: „Der sterben muß, wenn ich falle!“ hatte König Skule gesagt.

Aber daran glaubte Klausmann nicht. Das war die trübe Wolke am Himmel seines Glückes. So tadellos sich Asta sonst benahm — allzu mutig war sie nicht. Sie zeigte sich scheu und leicht ängstlich, wich jedem fröhlich laufenden Schuljungen aus dem Wege, schrak beim Peitschenknall eines vorüberfahrenden Wagens zusammen und hatte Todesfurcht vor einem Betrunkenen. „Alle Hunde sind im Grunde feige“, meinte einer seiner Bekannten, „sie bellen auch nur aus Angst.“

Das stimmte den so beglückten Klausmann mit jedem Tage nachdenklicher. Er ging mit Absicht in später Abendstunde dunkle, abgelegene Wege, auf denen ihm allerlei fragwürdige Gestalten begegneten. Sogar durch den verrufenen Stadtpark wanderte er zu nächtlicher Zeit.

Dicht an seinen Fuß geschmiegt, begleitete ihn Asta. Nahte sich ein zweifelhafter Mensch, so schlängelte sie sich nur fester an ihn. Eines Abends rempelte ihn ein rüder Bursche an, drohte dem Alten mit dem erhobenen Stock — Asta rührte sich nicht.

Einmal bezahlte er einen Laufburschen mit hohem Gelde, daß er ihn im dunklen Stadtpark zum Scherz anfallen sollte. Der Junge verdiente sich sein Geld leicht. Asta bellte ein wenig, schmiegte sich dann aber furchtsam an des Herrn Fuß und zog den Schwanz ein.

Eines Abends aber wurde es ernst.

Als Klausmann mit seiner Hündin durch den verschneiten Stadtpark wanderte, fühlte er plötzlich einen wuchtigen Hieb auf seinen Kopf niedersausen. Die Sinne begannen ihm zu schwinden. Er wußte, daß seine letzte Stunde gekommen war.

Eins aber sah er noch mit umflorten Augen, sah es in dem Blitzlicht einer Sekunde. Er sah, wie Asta mit einem gewaltigen Satz auf seinen Mörder zusprang, wie dieser ein Messer zog, sie aber die Branken in seinen Leib bohrte und ihm die Gurgel durchbiß, daß das rote Blut von beiden in hellen Strahlen in den Schnee spritzte.

Stunden nach seinem Verschwinden noch spielte ein selig verklärter Zug über Klausmanns starres Antlitz.

Der Tod war ihm nichts Furchtbares — ein Geschenk, ein Glück war es ihm geworden in dem Gedanken, daß es einen gab, der sein Leben für ihn ließ — — und war es auch nur ein Hund.

Heilige Pflicht

Bruder, deine Hand!
 Die Heimat ruft und das Vaterland.
 Deinem Volk mißgönnt man die Lebensrechte,
 wir sollen nicht Herren sein, sondern Knechte.
 Nein — nimmermehr — nein!
 Bruder, schlag ein!

Das sei unser Wort,
 wir sagen es jetzt und immerfort:
 Wer wir auch sind und wo wir gehen,
 wir wollen in Treue zusammenstehen,
 daheim und im Feld,
 überall in der Welt.

Klar ist das Ziel.
 Deutsche Freiheit steht auf dem Spiel.
 Wer wollte murren, wer wollte klagen,
 nur ein Gebot gibt's in diesen Tagen:
 Bruder — dein Herz — deine Hand —
 alles für Heimat und Vaterland!

Gott

Wer bist du, Gott? Wo find' ich deine Spuren?
 Du bist in Luft und Meer wie auf der Erde Fluren.
 In Saat und Ernte, Wald und Wild,
 in allem ahne ich dein Bild.
 Du bist in Erz und Rohle, Ton und Schall,
 ich schaue dich im ganzen Weltenall.
 Du bist in Sonne, Mond und auf den Sternen,
 du bist ganz nah bei mir und doch in weitsten Fernen,

bist aller Wesen Licht, du bist das Leben,
das ew'ge Ziel, zu dem wir Menschen streben.
Du warst, du bist und du wirst ewig sein —
ich bin von dir ein Abglanz nur, ein matter Schein
der Kraft, die dich umfängt und trägt,
der Herrlichkeit, die ihren Mantel um dich schlägt.
Wohl ahn' ich dich, doch ich erkenn' dich nicht,
nur ganz verschwommen schau ich in der Ferne dein Gesicht.
Gesicht? Nein, du bist Geist, Nur-Geist,
der Schöpfergeist, der durch das Weltall kreist.
Ich sag', ich ahne dich, doch ich begreif' dich nie;
auch kein Gelehrter, kein Genie,
kein Menschenhirn wird jemals dich verstehen,
wir können alle aus der Ferne dich nur sehn.
Mit unserm Denken aber wird's uns nie gelingen,
zu dir, Allmächtiger, emporzudringen.
Was weiß der Mensch von Ewigkeit?
Wir sind gebunden an der Erde Zeit.
Wir kommen aus dem Raume nicht heraus,
du, Herr, bist Geist, Nur-Geist und überall zu Haus.
Zwar hast du uns für unser Leben
von deinem Geiste einen Hauch gegeben,
daß wir dich fühlen und dich ahnen
selbst auf den fernsten Himmelsbahnen —
du gabst ihn uns aus deiner Wesensfülle,
doch ist gebunden er für uns an eine Hülle,
an Leib, an Körper, wie man's nennen mag,
von der Geburt bis hin zum letzten Lebenstag.
Durch diese Bindung kommt der Mensch in viele Not,
drum steht am Ende unsres Lebens auch der Tod.
Doch führt der Tod zugleich Erlösung dann herbei,
der Geist wird von dem Körper wieder frei.
Der Leib verwest, der Geist löst sich von mir
und strömt zurück ins All und ist, Herrgott, bei dir.

Leben

Viel sein und nichts scheinen,
mit beiden Beinen
fest auf der Erde stehen,
vornwärts und aufwärts sehen,
von Gott nicht lassen,
das Böse hassen,
nach Edlem streben,
das nenn' ich — Leben.

Das Menschenherz

Es ist ein kleines, unscheinbares Ding,
drum achtet's mancher Mensch auch nur gering;
und doch umschließt's der Völker Leben, Lieben, Hassen,
es kann den ganzen Himmel, auch die Hölle in sich fassen.

Marktsprüche

Heimatleiw un Mudderspraaf
sünd föör uns 'ne hillig Saaf;
wer böör Plattdüütsch sich schaniert,
dei is keinen Dreier wiert.

*

Aan Jel un aan Hast,
äwer tru un fast
un bünning un kort —
dat's Pommernoort.

*

Sünd of de Tiden gräsig schwoor,
laat wi den Maut nich saden
un staan wi alle Mann tauhoop —
höögt uns kein Noot den Raden.

Glück

O du mien süute Diern, wo mi dat freugt —
bün so verleimt in di, idel vergnügt!

Hew in dien Dgen seihn, fuurt is mien Rau,
na di verlangt mien Hart nu ümmertau.

Hew di so leiw un giern, o glööm dat mi,
all mien Gedanken sünd ümmer bi di.

De dwatsche Hausten

Dat hett siß wat mit de Seiw. Wo sei henföllt, door
is sei. Un dat is gaut so.

Meist Tiet is twoors Badder orer Mudder nich in-
verstaan mit dat, wat eer Jung orer Diern hebben will.
Dat's all ümmer so wääst, un dat ward of ümmer so
bliben. Vifers, de Rinner jünd kläuter as de Ollen.
Sei kamen an't Ziel. Un wenn sei den Düwel sülvst mit
in't Spill treden süllen!

Marta Schönborn was 'ne dralle Diern. Of 'ne staat-
sche Diern! Twintig Joor har s' up'n Buckel. Sei
kunn siß öwerall seihn laten, un öwerall, wo s' siß
seihn leet, door har s' all Dgen up un achter siß, 't
geew in ganz Klüschendörp kein tweit so glau Diern,
as Marta Schönborn ein wier. Herrlich wussen, mit
Buuk un Bad, so as dat sin sall!

Mudder Schönborn was stolz up eer Diern. Man seeg
eer dat richtig an, wo stolz sei wier. Wenn sei man ierst
'n Kierl funnen har, dei tau eer Dochter passen dee'!
Ganz wat Fiens müßt dat all sin, wotau sei eer Sa-
wurt gäben dee'. Sei müßt woll einen. Awerst
Marta wull doorbon absluut nig weiten. Sei wiren
öwer de Frigensgedanken all männigmaal dull in't
Enn' kamen.

Wat Marta hebben wull, doorgegen sett'te Mudder
Schönborn siß tau Weer. So'n studierten Hungerlider
— ne, dat geew't nich! Un goor Gedichten maakte de

jung Mann! Fismatenten un Windschiet har hei in'n Kopp. O Gott, o Gott — sei verstünn eer eigen Fleisch un Blaut nich mier! Wo künn eer stolze Diern sich an so'nen Kiel hängen! Ni un nümmer würd sei dullen, dat dei in't Huus keem. Mit Dunner un Doria würd sei em ruterluchten. Ja, 't hett sich wat mit Dunner un Doria!

Wieldeß Mudder Schönborn schüll un vöör Graam öwer eer ungeraden Tochter bina doodbliben wull, wier Marta all teigen Schritt wider.

Sei müßt sich up jeden Fall mit eren Willem schriben. So har sei denn twoors nich mit den Düwel, äwerst doch wenigsten mit den Breibendräger ein Kumploott gegen eer Mudder schmäädt, mobi de Breibendräger Korl Schmidt goor nich maal schlicht afschneiden dee'. Schmidt keem all Morgen mit de Postfaken tau Faut uut Meitschow un neem de Klüschendörper Breiw mit. Meist freeg hei disse Breiw fuurts in'n Huus' orer süs up de Dörpstraat in de Hand drückt.

Door wier of'n Breifasten in Klüschendörp. Awerst dei wier graad unner Mudder Laabschen eer Finster. Un Mudder Laabsch har vääł Tiet. Dei seet fast den ganzen Dag achter de Gardien un keef up de Straat, ob nich wään mit'n Breif ankeem. Keem einer, denn maakte sei sich fuurts eer Gedanken dooröwer, wat wull in den Breif instaan un an wään hei schräben sin künn. Un annern Dag was't rüm in't Dörp. Mudder Laabsch wüßt allens, sei was de best Zeitung för de Gegend. Doorüm schuugte sich jederein, na'n Breifasten tau gaan.

Of Marta har Bang. Sei wüßt, noch an'n sülwigen Dag würd de schnadig Fru na Muddern kamen un fragen, ob Marta denn nu all wat Fastes har. Un wään künn süs 'ne jung Diern schriben, wenn nich an'n Brüjam!

Un dit Vergnügen wull sei Laabschen nich maken. Doorüm har sei dat Kumploott mit Schmidt'n schmäädt. Sei har groot Bertrugen tau em. Sei säden „du“ tau

einanner, wiel Schmidt Marta'n all as lütt Kind 'up'n Arm dragen har.

Natürlich help id di, mien Döchtling, sä hei. Awerst woans maken wi dat?

Marta har'n anschläägschen Gedanken. Dicht bi't Huus wier de Kirchhofsmuur, un in disse Kirchhofsmuur wier an ein Stell 'n ollen, groten Dööpstein mit inmuurt. Nich as ein Stück. Ne, hei was mirren dörschlaan, un de beiden Hälften wiren schön upeinanner leggt. So was dat as 'ne lütte Schaal. Doorin wull sei, sä Marta, wenn sei an Willem schräben har, eren Breif leggen. Un hei süll't man afferaat so maken, wenn hei einen Breif har.

Sei künn doch äwerst, meinte hei, nich Dag för Dag an desüüwlig Stell von de Muur staanbliben un nakiken. Dat würd mit de Tiet säker upfallen.

Nu har hei'n Vörschlag. Sei wullen, wenn wat inleeg, hausten. Marta wier doormit inberstaan.

Woll tau kein Tiet is in't Schönbornsche Huus jobääl kwich un haust worden as in dat Joor, wat nu kamen dee'. Den einen Morgen har't Korl Schmidt, ein poor Daag drup Marta in'e Kää.

De oll dwatsche Hausten, pleggte denn Breibendräger Schmidt tau seggen, de oll dwatsche Hausten, Fru Schönborn, will of goor nich wedder wiken!

Mudder Schönborn har Mitleed mit Korl; sei aante nich, dat sei an'e Näs' rümmerfüürt würd. So männigmaal kreeg Korl 'ne heit Tass Kaffee (natürlich mit düchtig wat tau) orer 'n stiben Grog, doormit sien Hausten bäter würd. Doortau sünn hei denn oft of in Marta'n eren Breiflasten noch dit un dat, Zigarren, Schodellor orer goor 'ne Buddel Johannisberger, wat sei as Dank eren Breif bipackt har. Kein Wunner, dat Korl Schmidt öwer sinen Hausten goor nich argerlich wier!

Dat Kwüchen äwerst wier maal düller orer sachter, je nadääm, ob Marta, wenn hei leem, graad dichtbi orer wider af wier. Von Huus weg is sei de ganze Tiet nich füürt. Bloot von wägen eren Breiflasten.

Bina ein Zoor hett't duurt, dunn har Mudder Schönborn sich gäben. Mit de Tiet lett of de gröttst Arger na. Un ditmaal har Badder Schönborn, dei süs mit sien Ansichten nich vääł tau Ruum leem, doorbi holpen. Mudder, wi willen froh sin, dat uns' Diern einen hett, den'n sei liden mag, was ümmer wedder sien Räden. Denn Marta fall em frigen un nich du.

So was sei taulegt inverstään, dat Marta'n eer Brüjam eis kamen dee'. Un dei leem un leem of ümmer wedder. Un de beiden sünd naast ball Mann un Fru worden un läben nu all fiesuntwintig Zoor glücklich un taufräden tauhoop un hemmen twei groot Döchter, dei hüüt äbenso drall un glau sünd, as dat dunn Marta wääst is.

Mudder Saabsch äwerst was noch lange Tiet mit dat Schönbornsche Huus süünsch, wiesdat sei döörch keinen Breif wat von Marta'n eer Bruteri tau weiten frägen har.

Jedesmaal äwerst, wenn Marta mit eren Mann eis wedder in eer Heimatdöörp künmt, geit sei mit em of tau den Breifkasten an de Kirchhofsmuur, un sei gaan Arm in Arm wider an't Graf von Korl Schmidt'n, dei eer eis holpen hett, dat sei beid' tauhoopkemen.

Ja, dat hett sich wat mit de Leiw! Wo sei henföllt, door is sei. Un dat is gaut so.

Dat Viluzipehfüren

Köster Schönborn in Klüschendöörp har lange Zoren twei schöne Pier hatt. Solang hei den Preisterader hatt har. In disse Tiet was hei vääł mit sien jung Fru spazirensüürt, meist na de Stadt, dei twölz Kilometer afliggen dee'.

Den Alder har hei vör twei Zoor wedder afgäben, wies de nieg Herr Schaulraat glöben dee', dat man nich tau glise Tiet Köster un Buur spälen künnt. Dünnaals har hei of sien beiden Schwarten wedder verköfft.

Nu höölt schwoor, na de Stadt tau kamen. Schönborn süüwst was twors den Weg all früher oft naug tau

Gaut gaan. Dunn, as hei noch Röster in Bunschendorf wier. Wat bedüüdten twölfs Kilometer för einen jungen Kierl! Goor nig! Sei wier dunn noch vää, vää wider lopen. Bet na Malchin, wo Anna eer Dellern har. Jeden Sünnaabend har hei sien Bruut besöcht. Bi Wind un Wäder, bi Storm un Ragen.

Em maaken of hüüt de twölfs Kilometer goornig uut. Newerst sien Fru wull jo of eis tau Stadt. Dat geem Saken, dei hei eer bi'n besten Willen nich besorgen künn. Sei har of goor kein Bli föör't Inköpen. Sei leet sich allens andreigen, wat de Stadtlüüd em in de Hand drückten. Erst nüllich har hei sich wedder'n dull Stück leist. 'n Dööpfleed för sien Kind har hei mitbringen süllt. Mit — twölfs Meter roden Stoff was hei na Huus kamen, dat de arm Diern naast bet tau eer teigt Lääbensjoor noch ümmer rood Kleider hett dragen müßt.

Newerst woans süll nu sien Fru na de Stadt henkamen? Buren, dei eer haren mitnåmen künn, wiren nich door. Un de Administrater von't Gaut geem Bier man sier ungiern her. Bether har hei't fast ümmer afschlaan.

Holt! Door har hüüt wat in't Blatt staan, wat eer beid helpen künn. Een Geschäft in de Stadt har — dat was dunn noch wat Niigs — „Biluzipehs“ taun Berkoop anbaden. Mit so'n Biluzipeh künn man sich sülvst föhren. So'n Ding wullen sei sich föpen.

Un würklich! All annern Dag maakte Röster Schönborn sich tau Gaut na de Stadt up, un laat abends keem hei wedder tröög — een Biluzipeh näben sich. Up sitten künn hei noch nich, äwerst dat würden sei beid nu ball liren.

Fuurts güng't mit de Neweri loos. Ganz in'n stillen! Dat man jo kein Minsch wat doorvon tau weiten kreeg! Sei haren Bang, dat sich de Lüüd in't Döörp süs öwer eer lustig maaken künnen.

Dorüm karjoosten sei Dag för Dag up eren eigen Hof rümmer. Ball de ein, ball de anner. Denn maal hööl de Röster dat Rad wiß, denn wedder bödelte Fru Schönborn achter eren Kierl her. Sei stellte sich up

jeden Fall geliriger an as eer Köster, dei sid dunn oft in ein von de groten Pütten up'n Hof söölt un rümmerväult hett.

Bikers, dat wier noch nich dat düllst Mäskür; dat gröttst süll ierst kamen, ein Dag, dei Anna'n dat Biluzipehfüren för alle Tiden verleet hett.

De Saak keem so.

Köster Schönborn har dat Biluzipeh, wenn sien Fru up sitten dee', all männigmaal — wenigsten up korte Tiet — looslaten. Dorüm maakte hei eines Daags den Börschlag, dat sien Fru staats up'n Hof nu of up den Weg fören un äuben süll, dei näbenan von'n Preisterbarg piel na'n Königsbarg runnerfören dee'. Wiel Anna'n dat ketteln dee', wier sei fuurts doormit inverstaan. Dat tau beid Siden von den Weg äwerst grote Duurnrämel's stünnen, doran hett in den'n Ogenblick säter keiner von de beiden dacht. Un doch süll so'n Duurnrämel de Ursaak von dat Unglück warden.

Woans? Ji warden't juuch denken können.

Anna seet up't Rad, eer Köster bödelte wedder achter her. Wiel dat äwerst bargaf güng, müßt hei ünner düller rönnen . . . Nu keem hei nich mier mit! Sei leet loos!

Wudder, wo dat all schön geit! rööp hei. Door was't Unglück geschehn. As dat so is, wenn man 'radfören liert: Man föhrt graad up dat loos, worup man nich loosfören will, wat man äwerst mit eis in de Ogen frigg.

Par dauz! Door fuuste Fru Köstern mitsams eer Biluzipeh rin in'n Duurnrämel.

Einen gröttern Schreck hett Köster Schönborn sien Vämdaag nich frägen as dunn. Sei stünn as verbaast. Denn ierst lööp hei hen un versöchte, dat hei sien Häuning wedder uut den Duurnrämel ruterfreeg. O je, wo leeg sei door! De Arm har s' sparrwies uut'nanner.

Dat was goor nich licht, eer wedder up de Bein tau bringen. As sei äwerst stünn — horre, horre, wo seeg sei uut! Dieksterwelt as'n Kreigenschugels. Dat ganz Gesicht seet voll luter Duurnen.

Sei har 'ne Wuut in'n Viem. Am leiwsten har s' dat Biluzipeh namen un fuurts in Klumpen schlaan. Doch taun Glück har't de Röster, dei sien Wief kennen dee', all in Sicherheit bröcht.

Acht Daag hett't noch duurt, bet Fru Schönborn sid wedder unner Minschen seihn laten künn; in eer ganzes Säben äwerst hett sei sid ni wedder up ein Biluzipeh sett't.

Die Erbschaft

Frau Anna Schönborn hielt die Groschen in der Familie zusammen. Sie wollte und mußte sie zusammenhalten, da ihr Mann, Gustav Schönborn, seines Zeichens Schullehrer und Küster der Gemeinde Klüschendorf, wenig Neigung und Begabung dazu hatte. Er war ein Romantiker, ein Schwärmer und Träumer des Lebens, dem der Sinn für das Geld leider völlig abging. Fuhr er einmal zur Stadt, dann füllte ihm seine Frau den Säckel, daß er einen guten Groschen ausgeben und auch gut wieder nach Hause kommen konnte. Das genügte ihm.

Sonst beanspruchte er nichts. Zu den vierzehntägigen Musiknachmittagen beim benachbarten Pfarrer in Hohenfallentin, die er regelmäßig besuchte und auf denen er sogar mitwirkte, brauchte er kein Geld. Den Weg dorthin konnte er bequem zu Fuß zurücklegen.

Es war auch gut, daß Küster Schönborn nicht viel mit Geld umzugehen hatte. Denn die Abrechnung, die er nach seiner Stadtreise seiner Frau zu geben hatte, stimmte nur selten. Fast immer brachte er zu wenig Geld nach Hause. Offenbar hatte man sich beim Wechseln oder Herausgeben versehen. Nicht er selber, denn er legte oder zählte das Geld überhaupt nicht auf den Tisch, sondern er drückte dem Kaufmann sein Portemonnaie in die Hand und sagte: „Nämen S' sid man ruter, wat Sei frigen!“

Darum war es ein Glück, daß Anna Schönborn um so mehr Sinn für Geld und alle Notwendigkeiten des Lebens hatte.

Freilich, je mehr sich ihr Sparkassenbuch füllte, desto stärker wurde ihr Hang zum Sparen, desto mehr beschäftigten sich ihre Gedanken damit, wie man neues Geld bekommen und auf die Kasse bringen könne.

Den täglichen Haushalt konnte sie gut von den Jahreseinnahmen aus den Bienen bestreiten, alle Erträge aus dem Pachtacker und der Viehwirtschaft, dazu das ganze — wenn auch nicht große — Gehalt ihres Mannes aber legte sie Jahr für Jahr auf die hohe Kante. So hatte sie schon viele Hunderte auf die Demminer Sparkasse bringen können.

Jetzt stand gar eine Erbschaft in Aussicht. Gustavs Vater war auf einem kleinen hinterpommerschen Dorf gestorben, und da die Mutter bereits ein Jahr zuvor das Zeitliche gesegnet hatte, sollte nunmehr der ganze Hausstand aufgelöst und unter die fünf Brüder verteilt werden.

„Gustav, du mußt du herführen“, sagte Anna, als sie Hermanns, des jüngsten Bruders, Karte in der Hand hielt. Sie war sonst gar nicht fürs Reisen; denn Reisen, das wußte sie, war immer mit Ausgaben verbunden. Und die scheute sie.

In diesem Falle aber war es etwas anderes. Die Fahrt würde sich lohnen. „Awerst, Gustav, maaf de Dgen of up, dat de annern di nich öwer't Nur haugen!“

Gustav wäre am liebsten zu Hause geblieben. Was fragte er danach, ob er vom väterlichen Besitz noch etwas erben würde oder nicht. Er hatte zu leben. Nicht allen Brüdern und Verwandten ging es so gut wie ihm. Mochten sich also die anderen getrost teilen, was die Eltern zurückgelassen hatten. Ihm war die Erinnerung an Vater und Mutter das Wertvollste. Ein herrliches Elternhaus hatte er gehabt.

Aber Anna ließ nicht locker. Er mußte sich auf die Reise begeben. So ging er eines Tages, mit einem Koffer in der Hand, bei Schnee und Eis zur Kreisstadt, um von dort mit dem Zug in die hinterpommersche Heimat zu fahren.

Die Reise ging glatt vonstatten. Nur daß es bei der eisigen Kälte in jenen Wintertagen nicht überall warm in den Abteilen war! Durch die Unterhaltung mit den Mitreisenden aber fand er kaum Zeit, daran zu denken. Ueberdies hatte er noch in Anklam, wo ein Bruder seiner Frau wohnte, einen kurzen Aufenthalt genommen.

In Ferdinands Hof wurde er, als der Zug gerade losfahren wollte, Zeuge einer ergötzlichen Unterhaltung. Im letzten Augenblick war ein Bauer der Gegend ins Abteil gesprungen, mit den Worten: „Gott sei Dank! Dat hem'f schafft. Nu kann't minetwägen taun Deubel gaan.“ Worauf der bereits im Abteil sitzende Pfarrer des Kirchspiels entgegnete: „Aber, mein lieber Herr Möller, was reden Sie da! Wenn es nun wirklich zum Teufel ginge?“ Prompt erwiderte der Bauer: „Mi künn't nix daun, Herr Paster. Id' hem'n Retuurbilljett. Sei of?“ Schönborn mußte über dieses Erlebnis, so oft er es später zum besten gab, immer wieder herzlich lachen.

In Stettin hatte er umsteigen müssen. Die Stunde Aufenthalt hatte er benutzt, um einen Gang an die nahe Oder und zum Wahrzeichen Stettins, dem Mangelbrunnen, zu machen.

Dann war er weitergefahren und wohlbehalten in Kenzlin bei Labes angekommen.

Die Brüder waren schon vollzählig versammelt, als er im Elternhaus eintraf. Man begrüßte ihn aufs herzlichste, trank gemeinsam Kaffee, plauderte noch ein halbes Stündchen und ging dann gleich an die Arbeit.

Man war in Gustavs Abwesenheit übereingekommen, daß er, als der älteste Bruder, zuerst seine Wünsche bezüglich der Hinterlassenschaft äußern sollte. Gustav erklärte den Brüdern, daß er auf alles Geld zu Gunsten einer verwandten Witwe, deren Mann vor kurzem tödlich verunglückt war, verzichten wolle. Doch ein Andenken an das Elternhaus würde er gern besitzen.

Die Brüder stellten ihm alles anheim.

Er überlegte nicht lange. Er holte sich aus einer Wandede den schlichten — Krüdstock des Vaters. Das war das Erbstück, das er haben wollte. Diesen Stock hatte Vater schon in jungen Jahren mit sich geführt, als er durch die deutschen Lande zog, um seine Heimat kennen zu lernen. Dieser Stock war Stütze und Halt seines Alters gewesen, bis er — mit 91 Jahren — ihn für immer aus der Hand legen mußte.

Die Brüder baten ihn, doch noch mehr zu nehmen. Aber Gustav wehrte ab. Auch kein Zureden half. Er brauchte nichts weiter. Ihm wäre es schon genug gewesen, daß er heute noch einmal daheim sein, daß er noch einen ganzen Tag lang all die Stätten wiedersehen konnte, wo er einst die herrlichsten Jugendjahre verlebt hatte.

Er kostete die Zeit bis zur letzten Minute aus. Auf jedem Weg und Steg wurden Erinnerungen wach.

Hier am kleinen Teich in der Nähe des Dorfes war es gewesen, wo er Brandten Willem auf die Angel genommen hatte. Warum stand Brandtens Junge auch gerade an dieser Stelle, daß ihm das Unglück passieren mußte? Gustav war beim Angeln gewesen. Er hatte den Angelstock weit über den Kopf zurückgeschwungen, um die Schnur dadurch möglichst weit in den Teich zu schleudern. Doch bevor die Schnur wieder vor seine Augen kam, schrie Brandtens Willem plötzlich schrecklich auf. Der Angelhaken war ihm in die Nase geschwippt und saß fest, dermaßen fest, daß der Widerhaken beim besten Willen nicht loszukriegen war. Man ging schließlich zum Schmiedemeister im Dorf, der sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er den Haken kurzerhand abfeilte. Brandtens Willem aber behielt zeitlebens eine verbeulte Nase.

Und hier, nicht weit von jener Stelle, hatten sich Vater und Mutter von ihm verabschiedet, als sie ihn vor seiner ersten Fahrt in die Welt noch ein Stück Wegs begleitet hatten. Er erinnerte sich noch ganz genau der vielen guten Lehren, die er damals mitbe-

kommen hatte. Sie waren nicht ungehört verhallt. Er hatte gehalten, was er versprochen und was seine Eltern von ihm erwartet hatten.

An dem Grabe der Eltern verweilte er mehrmals am Tage in tiefster Dankbarkeit.

Am nächsten Tage verließen die Brüder zu gleicher Stunde den Ort. Gustav voller Freude über sein schönes Erbe. Freilich, ob auch Anna sich ebenso darüber freuen würde? Bei diesem Gedanken ertappte er sich auf der Heimreise immer wieder.

Diese Heimreise verlief durchaus nicht so glatt wie die Hinreise. Noch zwei volle Tage war er unterwegs.

Ein ungeheures Unwetter kam auf, wie er es kaum je erlebt hatte. Der Sturm zerknickte Bäume und Telegraphenstangen, als ob es Streichhölzer wären. Dazu schneite es, was der Himmel hergeben wollte. Die Züge kamen nicht mehr vorwärts. Sie mußten auf offener Strecke liegen bleiben. Und das bei solcher Kälte! Gustav erzählte zu Hause, daß in der Nacht ein Kind im Wagen erfroren sei. Das Schlimmste bei alledem war, daß man sich mit niemand in der Welt verständigen konnte. Jede Verbindung durch Telephon oder Telegraphie war abgeschnitten. Wenn die Züge freigeschauft waren, mußten sie ganz langsam fahren, da niemand wußte, ob nicht auch von der Gegenseite ein Zug kam.

Anna war daheim schon in großer Besorgnis. Wie war es nur möglich, daß ihr Mann so lange fortblieb? Mit höchstens drei Tagen für die Reise hatten sie gerechnet. Am vierten Nachmittag hatte sie schon vom Dunkelwerden ab bis fast zur Mitternachtsstunde auf dem Kirchberg mit der brennenden Laterne in der Hand gestanden, um ihrem Mann, der zuletzt einen Feldweg gehen mußte, das Ziel zu weisen. Heute, am fünften Tage, war sie gegen Abend auf den Kirchturm selbst gestiegen und leuchtete aus der Luke heraus, weil das Draußenstehen ihr am Tage zuvor schlecht bekommen war. Sie fühlte die eisige Kälte noch immer in allen Gliedern. Da — gegen 9 Uhr hörte sie plötzlich aus der

Gerne ihren Namen rufen, und dann vernahm sie auch schon Schritte. Ihr Mann war wieder da! Sie umarmte und bemutterte ihn, sie besorgte ihm ein heißes Getränk und ein üppiges Mahl, wie man es im Klüschendorfer Lehrerhause gewohnt war.

Von der Erbschaft wurde an diesem Abend noch kein Wort gesprochen. Die Freude des Wiedersehens und des Wieder-zu-Hause-Seins war zu groß.

Am nächsten Morgen erzählte Schönborn, wie alles gewesen war, was er in den Tagen erlebt hatte, und daß er von allen Geschwistern und Verwandten grüßen solle. Von der Erbschaft erwähnte er auch jetzt noch nichts.

Erst als Anna ihn ausführlich danach fragte, holte er den väterlichen Kriidstod herbei und sagte, daß ihm von allen Gegenständen dieser Stod als die kostbarste Erinnerung an das Elternhaus erschienen sei, und daß er sich darum nichts weiter als diesen Stod erwählt habe.

Seiner Frau blieb bei diesen letzten Worten die Sprache weg. Sie begriff nicht, was Gustav da erzählte. Schließlich glaubte sie, er wolle sie nur necken, um sie zu überraschen.

„Gustav, dat anner ward doch säker schickt, nich woor?“ Schönborn mußte die Frage verneinen. Anna glaubte ihm noch immer nicht. Erst als in den nächsten vierzehn Tagen, vier Wochen, acht Wochen wirklich nichts mit der Bahn oder Post geschickt wurde, da mußte sie wohl oder übel sich zu der Ueberzeugung bequemen, daß es diesmal nichts mit der Erbschaft geworden war. Unter diesem Gedanken hat sie noch lange gelitten. Im ganzen nächsten Halbjahr konnte sie nie recht vergnügt sein.

„Un habenin noch de düren Foorkosten!“, sagte sie einmal ärgerlich. „Als wenn wi dat dortau haren, dat wi dat Geld uut't Finster schmiten können!“

Sie hat ihres Mannes Verhalten in dieser Erbschaftsangelegenheit nicht gebilligt. Auch nie verstanden. Dazu waren beide zu verschiedene Naturen.

Er, ein selten bescheidener Mann, war schon restlos glücklich und zufrieden, wenn er daheim seine Pfeife schmauchen oder gar am Klavier sitzen und spielen und seine Träume in Musik umsetzen konnte. —

Anna aber hat in ihrem Leben noch viele, sehr viele Hunderte auf die Sparkasse gebracht. Aus den Hunderten waren zuletzt viele Tausende geworden. Im unermüdlichen Schaffen und Sparen sah sie das Glück des Lebens. Als sie dann 1921 mit ihrem Mann nach Stettin zog, um dort bei ihrer Tochter Marta von ihrer Lebensarbeit auszuruhen, hob sie in Demmin alles Geld von dem Sparkassenbuch ab, um dieselbe Summe tags darauf in der Stettiner Sparkasse wieder einzuzahlen. Sie ahnte nicht, daß das Geld und damit die Arbeit ihres ganzen Lebens in diesem einen Augenblick wertlos geworden war. Als sie es merkte, hat sie durch das viele Grübeln darüber allmählich den Verstand verloren. Das Wort Inflation hat sie nicht begriffen. Sie hat das alles für Betrug gehalten.

Der Himmel jedoch meinte es gut mit ihr. Süße Träume umgaukelten sie in ihren letzten Lebensjahren. Sie durfte noch einmal in das Paradies ihrer Kindheit, in das leuchtende Land ihrer Jugend hinabsteigen.

Und doch

Ich habe in langen Jugend- und Wanderjahren
die Welt, die große weite Welt befahren,

habe der Berge höchste Gipfel erstiegen,
sah in glutender Sonne den Sinai liegen,

habe voll Staunen Indiens Wunder durchmessen,
hab' an des Königs Tafel in Siam gegessen,

hab' auf des Tafelbergs hohem Altan gestanden,
sah, wie im Urwald schimmernde Schlangen sich wanden;

unter den Zedern des Libanon hab' ich gelegen,
saß auf dem Forum, ging auf des Perikles Wegen,

habe Amerikas neues Denken bewundert,
sah in verbotener Stadt ein verträumtes Jahrhundert,

brach Drotabas zauberduftende Rosen,
stand an St. Helenas Gruft, der namenlosen,

bin in den nordischen Fjorden zu Anker gegangen,
lauschte, wenn sie Santa Lucia sangen.

Und doch! Wohin mich das Schicksal auch getrieben,
eine Sehnsucht ist mir immer geblieben,

wo ich wanderte, wo ich auch blieb und stand:
Du mein heiliges, deutsches Vaterland!

Aber

Der Himmel ist ganz mit Wolken verhängt,
die See geht hoch und die Stunde drängt;
der Panzerkreuzer tastet sich schwer
durch die Watten hindurch auf das offene Meer.
Draußen tobt die Schlacht.

„Alle Maschinen große Fahrt!“
Der Steuermann reißt an seinem Bart:
„Das ist zu schnell, so nah unter Land.“
„Wir müssen“, erwidert der Kommandant,
„draußen tobt die Schlacht.“

Da schiebt sich naß eine Nebelwand.
„Voten!“ befiehlt der Kommandant,
sieht sich vergebens die Augen wund.
„Zwanzig Meter und keinen Grund!“ —
„Aeußerste Kraft voraus!“

„Aber“ . . . Da sieht ihn der Alte an.
„Ich kenne dies Aber, Steuermann.
Das ist ein Wort, das die Furcht erfand.
Ein Aber ist immer schnell zur Hand.
„Aber“ hindert die Tat.“

Noch tobt die Schlacht und keiner weicht.
Da hat der Kreuzer die Flotte erreicht,
das neueste Schiff mit dem schweren Geschütz.
So fährt es dazwischen wie prasselnder Blitz
und entscheidet die Schlacht.

Kunersdorf

Der Tag ist zu Ende. Die Schlacht vorbei.
Die stolze preußische Reiterei
in alle Winde getrieben.
Das Fußvolk floh in verzweifelter Hast,
und zwanzigtausend Preußen fast
sind auf der Wahlstatt geblieben.

Das ist das Ende! — Der Staatschatz leer,
der König hat keine Soldaten mehr,
Dresden ist nicht zu halten.
Nun können die Russen nach Berlin
morgen schon in der Frühe zieh'n
und dort als Herren schalten.

Auch König Friedrich selber floh.
Bei einem Fährhaus irgendwo
stieg er ab vom Pferde.
Er hat sich von dem Stab getrennt.
Ihm kocht das Blut und die Stirne brennt.
Er setzt sich nieder zur Erde.

Er fühlt und weiß, er muß allein
ohne seine Berater sein
nach diesem blutigen Tage.
Er weiß, ein ewiges Geschick
stellt in diesem Augenblick
an ihn die Schicksalsfrage.

Jetzt braucht er die Generale nicht,
nicht Seydlitz und nicht Zieten's Gewicht
und wie sie alle heißen.
So treu ein jeder zu ihm steht,
er weiß, die Schicksalsfrage geht
an den König von Preußen.

Und sie lautet: „Die Gegner behaupten das Feld.
Du bist vernichtet. Die ganze Welt
ist gegen dich verschworen.
Dein Schatz ist leer. Deine Truppen ruh'n
in tausend Gräbern. Was willst du tun?
Preußen ist verloren!“

Da reckt der König sich riesengroß.
Eine feindliche Kugel fällt aus dem Schoß
mit hartem Klang zur Erde:
„Noch leb' ich und mit mir lebt Preußen noch!
Ich trocke dem Schicksal und zwing' es doch!“
Und entschlossen steigt er zu Pferde.

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag,
mit heißem Blut
und harten Händen.

Er kann durch einen starken Schlag,
er kann an einem starken Tag,
hat er nur Mut,
das Schicksal wenden.

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag.

Du sei du

Tausend Arten wird es geben
in der Welt, solange das Leben
seine letzten Funken sprüht.
Anders ist der Sang der Meise
als der Nachtigallen Weise,
jubelnd steigt und flingt der Lerche Lied.

Rosen gibt es und Meseden,
und es hat für einen jeden
Raum genug die weite Welt.
Es gibt Täler und gibt Berge,
es gibt Riesen und gibt Zwerge,
jeder ist auf seinen Platz gestellt.

In der Art, die ihm gegeben,
seiner Seele Bestes leben,
ist des Menschen Pflicht und Los.
Sieh nicht nach den andern vielen,
bleibe treu den eignen Zielen,
das allein nur macht dich stark und groß.

Das Wunderbuch Gottes

Das Meer macht schweigsam. Wer viel zu handeln
hat, hat nicht Zeit, viel zu reden. Wo wie auf einem Segel-
schiff die Hände sich regen müssen, da regt der Mund
sich nicht. Wozu reden! Jeder kennt den anderen, hat

manche Noth mit ihm geteilt, mancher schweren See mit ihm in harter Arbeit sich erwehrt, manchen Sturm und manche bange Nacht mit ihm durchlebt. Aber das ist es nicht allein, was die Zunge bindet. Es ist das grenzenlose Staunen vor der Wunderwelt Gottes draußen auf den unendlichen Wassern, das jeden Tag neu den Seemann ergreift, überwältigt, anders macht als den geruh samen Landmann, den hastenden Städter, den langsamen Bewohner der Berge.

Auf der See wohnt alles dicht beieinander: Sturm und Stille, Tat und Traum, Licht und Dunkel. Hier versagen alle Maße, wie sie auf dem festen Lande zu Hause sind. Da setzen Wälder, Gräben, Hecken oder auch ein Stein Grenzen. Die See kennt keine Grenzen. Wasser soweit das Auge reicht bis an die ferne Kimm. Und steigen wir noch so hoch bis auf die Oberbramraa: Wellenberg und Wellental in ewigem Wechsel. Die auf dem Lande haben ihre Karten mit Straßen und Wegen, von Menschenhand gemacht. Die auf der See haben nichts als den gestirnten Himmel, das Heer der ungezählten Sterne, deren jeder viele Lichtjahre fern ist und die uns doch sagen, wo wir sind und wohin wir unseren Weg nehmen müssen.

Weil alles so anders ist draußen auf der See, deshalb versuchen wir nicht, in Worte zu fassen, was uns bewegt. Wir haben es wohl erlebt, das große Wunderbuch Gottes. Aber vorlesen daraus können wir nicht. Wir sind nicht verkrampft wie die an Land. Wir lachen des Sturms, weil wir nur so ihn zwingen können, uns zu dienen. Wir halten Zwiesprache mit den Sternen in einsamer Nacht vom Gürtel des Orion bis zum Kreuz des Südens. Aber über unsere Lippen kommt kein Wort. Von Menschen kann ich erzählen, von weißen, gelben, roten, braunen, schwarzen. Denn ich sah alle Erdteile. Von Gebirgen und fremden Ländern und von Tieren unter jeder Zone. Aber von der See kann ich nichts sagen. Wer gäbe je die Geheimnisse des nächsten Freundes preis!

Der Wettlauf

Es ist ein gewaltiger Anblick, in der Morgenfrühe eine Herde Elefanten im Gänsemarsch durch das Unterholz ihren Weg sich bahnen zu sehen, wenn sie bedachtsam und gemessen, 50 Stück hintereinander, vorweg die Mütter mit den Jungen, dahinter die Männchen, der Wasserstelle zustreben, friedfertig jeder Begegnung mit anderen Tieren ausweichend. Aber weit großartiger ist es, einer Herde Wale zu begegnen. Der Wal ist das größte Lebewesen auf Erden. Wir lagen mit allen Segeln über Backbord-Bug hart am Winde. Rings um uns tummelten sich Hunderte von Tümmlern, etwa zwei Meter lange dunkelbraune Delphine mit stumpfem Kopf in der brütenden Sonne. Plötzlich tauchten in der Ferne lauter kleine Springbrunnen auf. Als wir näher kamen, erkannten wir eine Herde von etwa 30 Walen, die sich wie ein Linienflottengeschwader bewegten. Unsere Kriegsschiffe fuhren in der Kiellinie in einem Abstand von 300 Metern, während die Wale den anderthalbfachen Abstand, also 450 Meter, innehielten. Dieser von den Linienflottenschiffen abweichende Abstand erklärt sich daraus, daß die Wale etwa alle 450 Meter, alle anderthalb Minuten auftauchen, ihre Luft ausblasen, was sich anhört, wie wenn von einem Kessel der Dampf abgelassen wird, und dann von neuem Atem holen, was wie ein lautes Aufstöhnen wirkt. Da wir segelten, gelang es uns, ganz dicht an die Herde heranzukommen. Obgleich ihre Augen sehr klein sind und wir von Ohren überhaupt nichts sahen, schienen sie uns doch schon früh bemerkt zu haben, änderten auch ihren Kurs, als wir näher kamen, schwammen aber weiter gegen den Wind, wohl um rechtzeitig Witterung des Schwertfisches zu bekommen, ihres außer dem Menschen einzigen Feindes, des Tyrannen der See, der mit seinem Schwerte selbst starke Schiffsplanen bis zu zehn Zentimeter Dicke durchstößt. Da es ein friedlicher Sonntag war, änderten wir gleichfalls Kurs, um uns das seltene Schauspiel aus der Nähe ansehen zu können.

Die Wale gleichen einem etwa zwanzig Meter langen aufgeblähten Torpedoboot. Im Gegensatz zu dem flinken Hai, dessen Schwanzflosse senkrecht steht, also als Seitenruder wirkt, läuft der massige, dunkelblaue Leib des Wal in eine wagerechte Schwanzflosse aus, die ihm als Höhen- und Tiefensteuer dient. Vordergliedmaßen und Hals fehlen völlig. Der Kopf mit dem gewaltigen Maul, in das eine vollbemannte Kriegsschiffsjolle von sechs Meter Länge und zwei Meter Breite ohne weiteres hineinfahren kann, geht ohne jeden Absatz in den riesigen Leib über, der das Gewicht von 20 Elefanten oder von 200 Ochsen hat.

Die Wale bewegten sich mit einer Geschwindigkeit von zehn Seemeilen in der Stunde — eine Seemeile beträgt 1852 Meter — vorwärts. Bei dem kräftigen Winde konnten auch wir diese Geschwindigkeit eine Zeitlang halten und uns der immer neuen Springbrunnen erfreuen, die das Wasser etwa sechs Meter hochwarfen. Wer würde steigen in diesem seltsamen Wettrennen? Das war unser aller Frage. Da kam der Wind den Herren des Meeres zu Hilfe. Oder vielmehr, er kündigte uns die Bundesgenossenschaft auf. Er ließ nach. Dampf hatten wir nicht auf. Wir blieben zurück. Ein schnarchendes Schnauben der plumpen Meisterschwimmer lief über die See zu uns herüber. Immer größer wurde der Abstand. Wir waren verstimmt. Wir hatten das Rennen verloren.

„Auf den Wind ist kein Verlaß“, sagte der Erste Offizier. „Verlaß ist immer nur auf die eigene Kraft“, erwiderte ruhig der Kommandant.

Brandung

Dieser Sonnabend, der 9. Januar 1909, war einer der denkwürdigsten Tage meines Lebens. Ich erlebte, was ein Mensch leisten kann, der sich nicht unterkriegen lassen will.

Seit ein paar Jahren hatten wir ein Brandungsboot an Bord, das aber bisher noch nie wirklich ausprobiert

worden war. Seit Wochen vermaßen wir an der Küste von Togo in der Nähe von Bagida. Ich wollte sehen, ob das Boot seinen Namen zu Recht führte, und versuchen, mit dem Brandungsboot durch die an dieser Stelle besonders gefährliche Brandung zu fahren. Da wir demnächst nach Groß-Friedrichsburg wollten, unserer ersten brandenburgischen Kolonie, die der Große Kurfürst 1683 erworben hatte und die keine Landungsbrücke besaß, war es schon aus diesem Grunde notwendig, festzustellen, wie sich das Brandungsboot mit der Brandung abfinden würde.

Als freiwillige Bootsgasten meldeten sich Oberzahlmeister Günther, der immer dabei war, wenn es etwas zu wagen galt, Leutnant Hirsch, der Adjutant, gleichfalls ein prachtvoller Mensch, der im Weltkrieg als Luftschiffskommandant sein Ende fand, Stabsarzt Proß, den sein fröhlicher Humor immer schnell über manchen Merger hob, den es auf dem kleinen Tropenschiff gab, und der Leitende Ingenieur Zerichau, ein liebenswürdiger Messiekamerad, den ich aber, weil er nicht schwimmen konnte, zu seinem Glück nicht mitnahm. Die anderen Duchten wurden mit den Matrosen Kleiß, Gröning und Adam und dem Segelmachersgasten Sellmann besetzt, tüchtigen Seeleuten, von denen mir vor allem mein Bursche Fritz Gröning aus Dangast bei Oldenburg und der Elbinger Hassischer Gustav Kleiß schon oft Proben ihres Könnens gezeigt hatten.

Von der Dampfpinak, die Oberleutnant zur See Gropius führte, ein ausgezeichnete Offizier, der fünf Jahre später auf SMS. „Emden“ fiel, ließen wir uns bis außerhalb der äußersten Brandungslinie schleppen, die, da die Küste flach war, ziemlich weit vom Strande entfernt war. Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr waren wir hier angelangt und sahen, wie unaufhörlich dicht hintereinander hoch auflaufende und sich überstürzende Brechseen gegen das Ufer anrollten. Ein paar Augenblicke sahen wir diesem gewaltigen Schauspiel zu. Dann gab ich der Pinak Befehl, uns loszuwerfen und außerhalb des Brandungsbereichs zu warten.

In der Ferne lag unser Kreuzer SMS. „Sperber“, unberührt von dem, was an elementarer Gewalt sich hier vor unseren Augen abspielte. Ich machte jetzt mit dem Brandungsboot kehrt, so daß das Heck des Bootes nach Land, der Bug nach See zu zeigte, und warf den Anker weg. Dann begann die Fahrt durch die Brandungslinien, und zwar durch Streichen mit den Riemern. Das Boot bewegte sich also rückwärts dem Strande zu. Sobald die erste See anlief, wurde mit äußerster Kraft angerudert, mitten hinein in die anrollende Wand. Durch das Wegwerfen des Ankers und Steifhalten der Ankerleine gelang es zunächst, das Boot rechtwinklig zur See zu halten. Nur in dem Augenblick, in dem die Brandungswelle den Bug des Bootes hob, mußte schnell Lose von der Leine gegeben werden, um dem Boot das Heraufflettern auf den Kamm des Brechers zu ermöglichen.

Fünf Seen hatten wir durch wechselndes Streichen und Anrudern gut genommen und nur wenig Wasser ins Boot bekommen. Da kam die sechste See angerannt. Turmhoch und senkrecht kam sie auf uns zu. Es war gut, daß die Bootsgasten ihr den Rücken zuwandten, so daß sie außer mir, dem Bootssteuerer, niemand sehen konnte. Es hätte irgendwie ihre Kraft beim Bullen gelähmt. Wie eine senkrechte, viele Meter hohe Mauer kam sie auf uns zu, immer drohender, immer höher, mit einer Geschwindigkeit, die einem das Denken nahm. Mit äußerster Kraft wurde angerudert. Ich schrie in das Brausen. Wir flogen hoch. Wir sanken in die Tiefe. Aber wir waren durch. Das Boot war halb voll Wasser.

Doch im selben Augenblick kam auch schon die nächste Brandungssee. Noch viel höher. Noch unheimlicher. Wie ein ungeheurer Rachen schob sie sich, etwas schräg kommend, heran, näher, immer näher, unser winziges Boot zu verschlingen. Die Leute an den Duchten rissen an den Riemern, leuchteten ihre letzte Kraft aus dem Leibe. Jetzt stand die blauschwarze Wand haushoch unmittelbar vor dem Bug unseres Bootes. Ich bekam

einen Schlag gegen den Kopf. Wie Federbälle flogen wir alle in der Luft, die Menschen, das Boot, unsere Gewehre, unsere Weinflaschen, mein Photographenapparat.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich mitten in der Brandung. An verschiedenen Stellen tauchten aus dem gurgelnden Wasser Tropenhelme, Riemen, Matrosen, Holzstücke, Offiziere. Das Brandungsboot lag Kieloben etwa dreißig Schritt von mir. In meiner Nähe schwamm eine Kuchkiste, an der ich mich zunächst festhielt, und Sellmann. Wir beide arbeiteten uns zusammen zu dem Boot hin und versuchten es durch Umskippen wieder richtig hinzustellen. Zu unserer Freude konnten wir feststellen, daß die Leine zum Anker noch hielt, aber mit anderen Leinen so vertörnt war, daß es lange dauern würde, sie klar zu bekommen.

Inzwischen kämpften sich unsere Kameraden, die näher als Sellmann und ich an den Strand herangeworfen waren, mühsam durch die Brandung an Land, was schließlich allen gelang. Und dann begannen wir beide an den Leinen zu arbeiten. Die Sonne stieg höher, stand nach einiger Zeit senkrecht über uns, brannte mit ihrer ganzen Glut, die sie immer an den Aequator verschwendet, auf uns herunter. Und daneben lief Brandungsssee auf Brandungsssee über uns hinweg, brach über uns zusammen, schlug auf unsere Köpfe. Alles Denken war unmöglich. Wir konnten nur noch nach dem Instinkt handeln. Sobald eine See kam, tauchten wir unter, steckten die Köpfe erst aus dem Wasser, wenn wir sie vorüber fühlten. Dann schnell ein paar Handgriffe. Denn schon kam die nächste, brüllte, peitschte, rannte weiter dem Ufer zu. Bisweilen verloren wir für Augenblicke die Besinnung. Aber immer wieder rafften wir uns auf. Ich war als Erster Offizier verantwortlich. Wir mußten unsere Besatzungen aufnehmen. Und wir mußten wieder zurück an Bord. Sellmann war unermüdlich. Mit einem so treuen Gesellen besteht sich jede Not.

Vierundeineviertelstunde brauchten wir, bis wir die Leinen klar hatten. Das Nächste war jetzt, Verbindung

mit dem Lande herzustellen. Als auch dies gelungen war, konnten wir das Boot in ruhigeres Wasser unter Land bringen, wobei es noch einmal kenterte. Hier öfeten wir alle das Wasser aus dem Boot, wobei wir uns der Tropenhelme bedienen mußten, da die See sich unsere Desfässer angeeignet hatte. Als auch das geschehen war, atmeten wir auf. Die Hinfahrt war geglückt. Trotz glutender Hitze froren Sellmann und ich derart, daß uns dauernd die Zähne klapperten. Schon aber hatte Stabsarzt Proß einer Rotweinflasche den Hals gebrochen und gab uns von dem köstlichen Naß, das in dem heißen Sande zu Glühwein geworden war. Inzwischen war auch Oberzahlmeister Günther nicht untätig gewesen. Er hatte den Busch in der näheren Umgebung durchforscht und war hierbei auf einen Ostpreußen namens Burbulla gestoßen, der sich sofort in lebenswürdigster Weise bereit erklärte, uns eine Hühnersuppe mit Eiern zu machen. So kamen wir zu einem königlichen Mahl und konnten, neu gestärkt, uns überlegen, wie wir die Heimreise antreten sollten.

Herr Burbulla setzte sich mit den Schwarzen in Verbindung. Da es zweifelhaft war, ob wir bei der heute außergewöhnlich hohen Brandung mit unserem Boot durchkommen würden, sollten die Schwarzen mit ihrem Kanu mehrere aufeinandergesteckte Leinen zu unserer Dampfspinaß bringen. Aber die brandungsgewohnten Schwarzen weigerten sich. Bei dieser See ginge es nicht. Zum Glück hatte Günther ein Goldstück bei sich, das schließlich ihren Widerstand brach. Wenn die Leinen hielten, mußten wir jetzt, kieloben oder kielunten, durchkommen. Und wir kamen durch.